

Bilder und Sagen aus der Schweiz.

Von
Jeremias^o Gotthelf.



Erstes Bändchen.

Die schwarze Spinne. — Ritter von Brandis — Das gelbe
Bögelein und das arme Margrithli.

AZ 3055

Colothurn,
Verlag von Zent & Gasmann.

1843.

**Gedruckt bei J. Salmann, Sohn,
in Solothurn.**

V o r w o r t.

Viele aus Norden und Süden, Deutsche und Welsche schrieben über das Schweizerland und seine Bewohner, sie waren auf den Landstraßen gefahren, an den Wirthstafeln gefessen und hatten von Weitem an die Fenster geschaut, die so schön glitzern an den Häusern im Abendsheln.

Ein Schweizer, der in seinem Lande geboren wurde und darin lebte, der viele Fußwege kennt, an gar mancherlei Tischen gefessen und gegessen, durch gar manches Fenster in schweizerische Häuser und schweizerische Herzen gesehen hat, wird daher kaum der Entschuldigung bedürfen, wenn auch er von seinem Lande reden will, wie es war, wie es ist, wie es werden sollte.

Freilich weiß er wohl, daß mancher Franzose, wenn er auf die Bözinger Höhe seine Nase streckt, und mancher Buralist, der die seinige zuweilen auf die Höhe seines Schreibtisches hebt, Alles weit besser wissen werde als er; aber eben für die schreibt er nicht.

Glätter freilich mögen vielen Beschreibern der Schweiz die Worte vom Munde gehen, ehrlicher kamen sie aber wohl Keinem aus dem Herzen.

Auf Glätte hat aber auch der Schweizer nie besondere Ansprüche gemacht, wird sie kaum je machen; ehrlich aber waren die Väter, es sollen es auch, so Gott will, die Söhne bleiben, mag die Ehrlichkeit im Laufe der Welt hoch oder niedrig im Preise stehen.

In aller Ehrlichkeit also will der Verfasser erzählen, was er von der Schweiz ihren Sitten und Sagen weiß und erfahren hat, und nicht deswegen will er es erzählen, um es eben nur zu erzählen, sondern er möchte als guten Samen freundliche Worte streuen in die Herzen seiner lieben Landsleute, die auch ihm bereits so manches liebe Wort haben zukommen lassen; Worte sollten es sein, welche das Gemüth erheitern, den Glauben stärken: daß noch etwas Gutes an uns ist, daß dieses Gute mit Gottes Hülfe und unter treuer Pflege Teufel und Welt zum Troze gedeihen werde mitten in dieser Zeit.

Diese Büchlein sollten freundliche Grüße werden, die zweimal im Jahre der Verfasser denen senden will, die an seinem rauhen Wesen sich nicht ärgern, sondern ihn lieb gewonnen haben wie er ist und bleiben wird

Jeremias Gotthelf.

son
ehr
Hott
ruse

len,
weiß
er
chte
her
so
orte
aus
daß
lege
in

en,
bill,
ern
rd

Die schwarze Spinne.

Ueber die Berge hob sich die Sonne, leuchtete in klarer Majestät in ein freundliches aber enges Thal und weckte zu fröhlichem Leben die Geschöpfe, die geschaffen sind an der Sonne ihres Lebens sich zu freuen. Aus vergoldetem Waldesaume schmetterte die Amsel ihr Morgenlied, zwischen funkelnden Blumen in perlendem Grase erscholl der sehnächtigen Wachtel eintönend Minneruf, über dunkle Tannen tanzten brünstige Krähen ihren Hochzeitreigen oder krächzten zärtliche Wiegenlieder über die dorichten Bettchen ihrer ungesiederten Jungen.

In der Mitte der sonnenreichen Halbe hatte die Natur einen fruchtbaren, beschirmten Boden eingegraben; mitten drinn stand stattlich und blank ein schönes Haus, eingefast von einem prächtigen Baumgarten, in welchem noch einige Hochäpfelbäume prangten in ihrem späten Blumenkleide; halb stund das vom Hausbrunnen bewässerte üppige Gras noch, halb war es bereits dem Futtergange zugewandert. Um das Haus lag ein sonntäglicher Glanz, den man mit einigen Besenstrichen, angebracht Samstag Abends zwischen Tag und Nacht, nicht zu erzeugen vermag, der ein Zeugniß ist des köstlichen Erbgutes angestammter Reinlichkeit, die alle Tage gepflegt werden muß, der Familienehre gleich, welcher eine einzige unbewachte Stunde Flecken bringen kann, die

Blutflecken gleich, unauslöschlich bleiben von Geschlecht zu Geschlecht, jeder Lünche spottend.

Nicht umsonst glänzte die durch Gottes Hand erbaute Erde und das von Menschen Händen erbaute Haus im reinsten Schmucke; über beide glänzte heute ein Stern am blauen Himmel, ein hoher Feiertag. Es war der Tag, an welchem der Sohn wieder zum Vater gegangen, zum Zeugniß, daß die Leiter noch am Himmel stehe, auf welcher Engel auf- und niedersteigen und die Seelen der Menschen, wenn sie dem Leibe sich entwenden und ihr Heil und Augenmerk beim Vater droben war und nicht hier auf Erden; es war der Tag, an welchem die ganze Pflanzenwelt dem Himmel entgegenwächst und blüht in voller Ueppigkeit, dem Menschen ein alle Jahre neu werdendes Sinnbild seiner eigenen Bestimmung. Wunderbar erklang es über die Hügel, man wußte nicht woher das Klingen kam, es tönte wie von allen Seiten; es kam von den Kirchen her draußen in den weiten Thälern; von dort her kündeten die Glocken, daß die Tempel Gottes sich öffnen Allen, deren Herzen offen seien der Stimme ihres Gottes.

Ein reges Leben bewegte sich um das schöne Haus. In des Brunnens Nähe wurden mit besonderer Sorgfalt Pferde gestriegelt, stattliche Mütter umgaukelt von lustigen Füllen; im breiten Brunnentroge stillten behaglich blickende Kühe ihren Durst und zweimal mußte der Dube Besen und Schaufel nehmen, weil er die Spuren ihrer Behaglichkeit nicht sauber genug weggeräumt. Herzhaft wuschen am Brunnen mit einem handlichen Zwilchsezen stämmige Mägde ihre rothbräunten Gesichter, die Haare in zwei Knäuel über den Ohren zusammengedreht, trugen mit eifertiger Emsigkeit Wasser durch

die geöffnete Thüre und in mächtigen Stößen hob sich gerade und hoch in die blaue Luft empor aus kurzem Schornsteine die dunkle Rauchsäule.

Langsam und gebeugt ging an einem Hakenstock der Großvater um das Haus, sah schweigend dem Treiben der Knechte und Mägde zu, streichelte hier ein Pferd, wehrte dort einer Kuh ihren schwerfälligen Muthwillen, zeigte mit dem Stecken dem unachtsamen Buben noch hier und dort vergessene Strohhalme und nahm dazu fleißig aus der langen Weste tiefer Tasche das Feuerzeug, um seine Pfeife, an der er des Morgens trotz ihres schweren Athems so wohl lebte, wieder anzuzünden.

Auf rein gefegter Bank vor dem Hause neben der Thüre saß die Großmutter, schönes Brod schneidend in eine mächtige Kachel, dünn und in eben rechter Größe jeden Bissen, nicht so unachtsam wie Köchinnen oder Stubenmägde, die manchmal Stücke machen an denen ein Wallfisch ersticken müßte. Wohlgenährte stolze Hühner und schöne Tauben stritten sich um die Brosamen zu ihren Füßen, und wenn ein schüchternes Täubchen zu kurz kam, so warf ihm die Großmutter ein Stücklein eigends zu; es tröstend mit freundlichen Worten über den Unverstand und den Ungeßüm der andern.

Drinne in der weiten reinen Küche knisterte ein mächtiges Feuer von Tannenholz, in weiter Pfanne knallten Kaffeebohnen, die eine stattliche Frau mit hölzerner Kelle durcheinander rührte, nebenbei knarrte die Kaffeemühle zwischen den Knien einer frischgewaschenen Magd, unter der offenen Stubenthüre aber stand, den offenen Kaffeesack noch in der Hand, eine schöne etwas blasse Frau und sagte: „Du, Hebamme, röste mir den Kaffee heute nicht so schwarz, sie könnten sonst meinen,

ich hätte das Pulver sparen mögen. Des Göttis (Päthen) Frau ist gar grausam mistreu und legt einem alles zu Ungunsten aus. Es kommt heute auf ein halb Pfund mehr oder weniger nicht an. Vergiß auch ja nicht das Weinwarm zu rechter Zeit bereit zu halten. Der Großvater würde meinen, es wäre nicht Kindstaufe, wenn man den Gevatterleuten nicht ein Weinwarm aufstellen würde, ehe sie zur Kirche gehen. Spare nichts daran, hörst du. Dort in der Schüssel auf der Kachelbank ist Safran und Zimmet, der Zucker ist hier auf dem Tische, und nimm Wein, daß es dich dünkt, es sei wenigstens halb zu viel; an einer Kindstaufe braucht man nie Kummer zu haben, daß sich die Sache nicht brauche."

Man hört, es soll heute die Kindtaufe gehalten werden im Hause, und die Hebamme versteht das Amt der Köchin ebenso geschickt, als früher das Amt der Wehmutter; aber spaten muß sie sich, wenn sie zu rechter Zeit fertig werden und am einfachen Herde Alles kochen soll, was die Sitte fordert.

Aus dem Keller kam mit einem mächtigen Stück Käse in der Hand ein stämmiger Mann, nahm vom blanken Kachelbank den ersten besten Teller, legte den Käse darauf und wollte ihn in die Stube auf den Tisch tragen von braunem Nußbaumholz. „Aber Benz, aber Benz, rief die schöne blasse Frau, wie würden sie lachen, wenn wir keinen bessern Teller hätten an der Kindstaufe.“ Und zum glänzenden Schrank aus Kirschbaumholz, Buffert genannt, ging sie, wo hinter Glasfenstern des Hauses Zierden prangten. Dort nahm sie einen schönen Teller, blau gerändert, in der Mitte einen großen Blumenstrauß, der umgeben war von sinnigen Sprüchen, z. B.:

O Mensch faß in Gedanken;
Drei Bagen gilt z' Pfund Anken.

Gott gibt dem Menschen Gnad,
Ich aber wohn' im Maad.

In der Hölle, da ist es heiß,
Und der Hafner schafft mit Fleiß.

Die Kuh, die frißt das Gras,
Der Mensch, der muß ins Grab.

Neben den Käse stellte sie die mächtige Zöpfe, das eigenthümliche Berner Backwerk, geflochten wie die Zöpfe der Weiber, schön braun und gelb aus dem feinsten Mehl, Eiern und Butter gebacken, groß wie ein jähriges Kind und fast ebenso schwer; und oben und unten pflanzte sie noch zwei Teller. Hochaufgethürmt lagen auf denselben die appetitlichen Ruchlein, Habkuchlein auf dem einen, Eierkuchlein auf dem andern. Heiße dicke Nidel stund in schön geblütem Hasen zugedeckt auf dem Ofen und in der dreibeinigen glänzenden Kanne mit gelbem Deckel kochte der Kaffee. So harrte auf die erwarteten Gevatterleute ein Frühstück, wie es Fürsten selten haben und keine Bauern auf der Welt als die Berner. Tausende von Engländern rennen durch die Schweiz, aber weder einem der abgejagten Lords noch einer der steifbeinichten Ladies ist je ein solches Frühstück geworden.

„Wenn sie nur bald kämen, es wäre alles bereit, seufzte die Hebamme. Es geht jedenfalls eine gute Zeit, bis alles fertig ist, und ein jedes seine Sache gehabt hat, und der Pfarrer ist grausam pünktlich und gibt scharfe Verweise, wenn man nicht da ist zu rechter Zeit.“
„Der Großvater erlaubt auch nie das Wägell zu nehmen,

sagte die junge Frau. Er hat den Glauben, daß ein Kind, welches man nicht zur Taufe trage, sondern führe, träge werde und sein Lebtag seine Beine nie recht brauchen lerne. Wenn nur die Gotte (Pathin) da wäre, die veräuimt am längsten, die Göttere machen es kürzer und könnten immerhin nachlaufen.“ Die Angst nach den Gevatterleuten verbreitete sich durchs ganze Haus. „Kommen sie noch nicht?“ hörte man allenthalben; in allen Ecken des Hauses schauten Gesichter nach ihnen aus, und der Türk bellte aus Leibeskräften, als ob er sie herbeirufen wollte. Die Großmutter aber sagte: „Ehemals ist das doch nicht so gewesen, da wußte man, daß man an solchen Tagen zu rechter Zeit aufzustehen habe und der Herr Niemanden warte.“ Endlich stürzte der Bub in die Küche mit der Nachricht: die Gotte komme.

Sie kam, schweißbedeckt und beladen wie das Neujahrkindlein. In der einen Hand hatte sie die schwarzen Schnüre eines großen blumentreichen Wartsäckleins, in welchem, in ein fein weißes Handtuch gewickelt, eine große Züpfle stach, ein Geschenk für die Kindbetherin. In der andern Hand trug sie ein zweites Säcklein und in demselben war eine Kleidung für das Kind, nebst etwelchen Stücken zu eigenem Gebrauch, namentlich schöne weiße Strümpfe, und unter dem einen Arme hatte sie noch eine Drucke mit dem Kränzchen und der Spitzkappe mit den prächtigen schwarzseidenen Haarschnüren. Freudig tönnten ihr die Gottwilschen (in Gott willkommen) entgegen von allen Seiten und kaum hatte sie Zeit von ihrer Bürde eine abzustellen, um den entgegengestreckten Händen freundlich zu begegnen. Von allen Seiten langten dienstbare Hände nach ihren Lasten und unter der Thüre stand die junge Frau und

da ging ein neues Grüßen an, bis die Hebamme in die Stube mahnte: sie könnten ja drinnen einander sagen, was der Brauch sei.

Und mit handlichen Manieren setzte die Hebamme die Gotte hinter den Tisch, und die junge Frau kam mit dem Kaffee, wie sehr auch die Gotte sich weigerte und vorgab, sie hätte schon gehabt. Des Vaters Schwester thäte es nicht, daß sie ungeessen aus dem Hause ginge, das schade jungen Mädchen gar übel, sagte sie. Aber sie sei schon alt und die Jungfrauen (Mägde) möchten auch nicht zu rechter Zeit auf, deswegen sei sie so spät; wenn es an ihr allein gelegen hätte, sie wäre längstens da. In den Kaffee wurde die dicke Nibel gegossen, und wie sehr die Gotte sich wehrte und sagte, sie liebe es gar nicht, warf ihr doch die Frau ein Stück Zucker in denselben. Lange wollte es die Gotte nicht zulassen, daß ihretwegen die Züpfe angehauen würde, indessen mußte sie sich doch ein tüchtiges Stück vorlegen lassen und essen. Käse wollte sie lange nicht, es hätte dessen gar nicht nöthig. Sie werde meinen, es sei nur halbmagern und deshalb schätze sie ihn nicht, sagte die Frau, und die Gotte mußte sich ergeben. Aber Röchli wollte sie durchaus nicht, die wüßte sie gar nicht wohin thun, sagte sie. Sie glaube nur, sie seien nicht sauber und werde an bessere gewöhnt sein, erhielt sie endlich zur Antwort. Was sollte sie anders machen als Röchli essen? Während dem Röchlen aller Art hatte sie abgemessen in kleinen Schlücken das erste Kacheli ausgetrunken und nun erhob sich ein eigentlicher Streit. Die Gotte kehrte das Kacheli um, wollte gar keinen Platz mehr haben für fernere Gutthaten, und sagte: Man solle sie doch in Ruhe lassen, sonst müßte sie sich noch verschwören. Da sagte die Frau: Es sei

ihr doch so leid, daß sie ihn so schlecht finde, sie hätte doch der Hebamme dringlichst befohlen, ihn so gut als möglich zu machen, sie vermöchte sich dessen wahrhaftig nicht, daß er so schlecht sei, daß ihn Niemand trinken möge, und an der Nidle sollte es doch auch nicht fehlen, sie hätte dieselbe abgenommen, wie sie es sonst nicht alle Tage im Brauch hätte. Was sollte die arme Gotte anders machen, als noch ein Kachel sich einschenken lassen?

Ungebuldig war schon lange die Hebamme herumgetrippelt und endlich bändigte sie das Wort nicht länger, sondern sagte: Wenn ich dir etwas helfen kann, so sage es nur, ich habe wohl Zeit dazu. „Se, pressire doch nicht“, sagte die Frau. Die arme Gotte aber, die rauchte wie ein Dampfkessel, verstand den Wink, versorgte den heißen Kaffee so schnell als möglich, und sagte zwischen den Absätzen, zu denen der glühende Trank sie zwang: „Ich wäre schon lange z'weg, wenn ich nicht mehr hätte nehmen müssen, als ich hinunter bringen kann, aber ich komme jetzt.“ Sie stund auf, packte die Säcklein aus, übergab Züpfe, Kleidung, Einband, ein blanker Neuthaler eingewickelt in den schön gemahlten Lauffpruch, und machte manche Entschuldigung, daß alles nicht besser sei. Darein aber redete die Hausmutter mit manchem Ausruf, wie das keine Art und Gattung hätte, sich so zu verköstigen, wie man es fast nicht nehmen dürfte, und wenn man das gewußt hätte, so hätte man sie gar nicht ansprechen dürfen.

Nun ging auch das Mädchen an sein Werk, verbeiständet von der Hebamme und der Hausfrau, und wendete das Möglichste an, eine schöne Gotte zu sein von Schuh und Strümpfen an, bis hinauf zum Kränzchen auf der kostbaren Spigenkappe. Die Sache ging

umständlich zu, trotz der Ungeduld der Hebamme, und immer war der Gotte die Sache nicht gut genug, und bald dieß bald das nicht am rechten Ort. Da kam die Großmutter herein und sagte: „Ich muß doch auch kommen und sehen wie schön unsere Gotte ist.“

Nebenbei ließ sie fallen, daß es schon das zweite Zeichen geläutet habe und beide Götten draußen in der äußern Stube seien. Draußen saßen allerdings die zwei männlichen Pathen, ein alter und ein junger, den neu-modischen Kaffee, den sie alle Tage haben konnten, verschmähend, hinter dem dampfenden Weinwarm, dieser alterthümlichen, aber guten Berner Suppe, bestehend aus Wein, geröstetem Brod, Eiern, Zucker, Zimmet und Safran, diesem eben so alterthümlichem Gewürze, das an einem Kindstauffchmaus in der Suppe, im Vor-essen, im süßen Thee vorkommen muß. Sie ließen es sich wohlschmecken, und der alte Götti, den man Vetter nannte, hatte allerlei Späße mit dem Kindbettimann, und sagte ihm: Daß sie ihm heute nicht schonen wollten und nach dem Weinwarm zu schliefen, gönne er es ihnen, daran sei nichts gespart, man merke, daß er seinen zwölfmäsigen Sack letzten Dienstag dem Boten mit nach Bern gegeben um ihm Safran zu bringen. Als sie nicht wußten, was der Vetter damit meine, sagte er: Legthin habe sein Nachbar Kindbetti haben müssen; da habe er dem Boten einen großen Sack mitgegeben und 6 Kreuzer mit dem Auftrage: er solle ihm doch in diesem Sacke für 6 Kr. von dem gelben Pulver bringen, ein Maß oder anderthalbes, von dem man an den Kindstaufen in allem haben müsse, seine Weiber wollten es einmal so haben.

Da kam die Gotte hinein, wie eine junge Morgensonne, und wurde von den Mitgevattern Gottwilschen

geheißten und zum Tisch gezogen, und ein großer Teller voll Weinwarm vor sie gestellt und den sollte sie essen, sie hätte wohl noch Zeit, während man das Kind zurecht mache. Die arme Gotte wehrte sich mit Händen und Füßen, behauptete, sie hätte gegessen für manchen Tag, und könne nicht mehr schnaufen. Aber da half alles nichts. Alt und Jung war mit Spott und Ernst hinter ihr, bis sie zum Löffel griff, und seltsam, ein Löffel nach dem andern fand noch sein Bläschen. Doch da kam schon wieder die Hebamme mit dem schön eingewickelten Kinde, zog ihm das gestickte Käppchen aus mit dem rosenrothen Seidenbände, legte dasselbe in das schöne Deckbettlein, steckte ihm das süße Lulli ins Mäulchen und sagte: Sie begehre Niemand zu versäumen und hätte gedacht, sie wolle Alles zurecht machen, man könne dann immer gehen, wann man wolle. Man umstand das Kind und rühmte es wie billig, und es war auch ein wunderappetitlich Bübchen. Die Mutter freute sich des Lobes und sagte: „Ich wäre auch so gerne mit zur Kirche gekommen und hätte es Gott empfehlen helfen, und wenn man selbst dabei ist, wenn das Kind getauft wird, so sinnet man um so besser daran, was man versprochen hat. Zudem ist es mir so unbequem, wenn ich noch eine ganze Woche lang nicht vor das Dachtraufe darf, jetzt wo man alle Hände voll zu thun hat mit dem Anpflanzen.“ Aber die Großmutter sagte: So weit sei es doch noch nicht, daß ihre Sohnsfrau wie eine arme Frau in den ersten acht Tagen ihren Kirchgang thun müsse, und die Hebamme setzte hinzu, sie hätte es gar nicht gerne, wenn junge Weiber mit den Kindern zur Kirche gingen. Sie hätten immer Angst, es gehe daheim etwas Krummes, hätten doch nicht die rechte Andacht in der Kirche und auf dem

Heimweg pressirten sie zu stark, damit ja nichts ver- säumt werde, erhitzen sich, und gar Manche sei übel krank geworden und gar gestorben. Da nahm die Gotte das Kind im Deckbette auf die Arme, die Hebamme legte das schöne weiße Lauftuch mit den schwarzen Quasten in den Ecken über das Kind, sorgfältig den schönen Blumenstrauß an der Gotte Brust schönend, und sagte: „So geht jetzt in Gottes heiligen Namen.“ Und die Großmutter legte die Hände in einander und betete still einen inbrünstigen Segen. Die Mutter aber ging mit dem Zuge hinaus bis unter die Thüre und sagte: „Mein Bübli, mein Bübli, jetzt sehe ich dich drei ganze Stunden nicht, wie halte ich das aus!“ Und alsobald schloß es ihr in die Augen, rasch fuhr sie mit dem Fürtuch darüber und ging ins Haus.

Rasch schritt die Gotte die Halde ab den Kirchweg entlang, auf ihren starken Armen das muntere Kind, hintendrein die zwei Götteni, Vater und Großvater, deren keinem in Sinn kam, die Gotte ihrer Last zu entledigen, obgleich der jüngere Götteri in einem stattlichen Maien auf dem Hute das Zeichen der Ledigkeit trug, und in seinem Auge etwas leuchtete wie großes Wohlgefallen an der Gotte, freilich alles hinter der Blende großer Gelassenheit verborgen.

Der Großvater berichtete, welch schrecklich Wetter es gewesen sei, als man ihn zur Kirche getragen, vor Hagel und Blitz hätten die Kirchgänger kaum geglaubt mit dem Leben davon zu kommen. Hintenher hätten die Leute ihm allerlei geweiffaget, dieses Wetters wegen; die Einen einen schrecklichen Tod, die Anderen großes Glück im Kriege; nun sei es ihm gegangen in aller Stille wie den Andern auch, und im fünf und siebenzigsten Jahre werde er weder frühe sterben noch großes

Glück im Kriege machen. Mehr als halben Weges waren sie gegangen, als ihnen die Jungfrau nachgesprungen kam, welche das Kind nach Hause zu tragen hatte, sobald es getauft war, während Eltern und Gevatterleute nach alter schöner Sitte noch der Predigt beiwohnten. Die Jungfrau hatte auch anwenden wollen nach Kräften, um auch schön zu sein; ob dieser handlichen Arbeit hatte sie sich verspätet und wollte jetzt der Gotte das Kind abnehmen; aber diese ließ es nicht, wie man ihr auch zuredete. Das war eine gar zu gute Gelegenheit dem schönen ledigen Götti zu zeigen, wie stark ihre Arme seien und wie viel sie erleiden möchten. Starke Arme an einer Frau sind einem rechten Bauer viel anständiger als zarte, als so lieberliche Stäbchen, die jeder Byßluft, wenn er ernstlich will, auseinander wehen kann; starke Arme an einer Mutter sind schon vielen Kindern zum Heil gewesen, wenn der Vater starb, und die Mutter die Kinder allein führen, alleine den Haushaltungswagen aus allen Löchern heben mußte, in die er gerathen wollte.

Aber auf einmal ist's, als ob Jemand die starke Gotte an den Züpfen halte, oder sie vor den Kopf schlage; sie prallt ordentlich zurück, gibt der Jungfrau das Kind, bleibt dann zurück und stellt sich, als ob sie mit dem Strumpfband zu thun hätte. Dann kommt sie nach, gesellt sich den Männern bei, mischt sich in die Gespräche, will den Großvater unterbrechen, ihn bald mit diesem bald mit jenem ablenken von dem Gegenstand, den er gefaßt hat. Der aber hält, wie alte Leute meist gewohnt sind, seinen Gegenstand fest, und knüpft unverdrossen den abgerissenen Faden immer neu wieder an. Nun macht sie sich an des Kindes Vater, und versucht diesen durch allerlei Fragen zu Privatgesprächen zu ver-

führen; allein der ist einshylbig und läßt den angesponnenen Faden immer wieder fallen. Vielleicht hat er seine eigenen Gedanken, wie jeder Vater sie haben sollte, wenn man ihm ein Kind zur Taufe trägt, und namentlich das erste Bübchen. Je näher man der Kirche kam, desto mehr Leute schlossen dem Zuge sich an, die Einen warteten schon mit den Psalmenbüchern in der Hand am Wege, andere sprangen eiliger die engen Fußwege hinunter, und einer großen Prozession ähnlich, rückten sie ins Dorf.

Zunächst der Kirche stand das Wirthshaus, zwei Häuser, die so oft in naher Beziehung stehen und Freud und Leid mit einander theilen und zwar in allen Ehren. Dort stellte man ab, machte das Bübchen trocken und der Kindbettmann bestellte eine Maas, wie sehr auch alle einredeten: er solle doch das nicht machen, sie hätten ja erst gehabt was das Herz verlangt und möchten weder Dickes noch Dünnes. Lassen als der Wein einmal da war, tranken doch alle, vornehmlich die Jungfrau; die wird gedacht haben, sie müsse Wein trinken, wenn Jemand ihr Wein geben wolle und das geschehe durch ein langes Jahr durch nicht manchmal. Nur die Gotte war zu keinem Tropfen zu bewegen, trotz allem Zureden, das kein Ende nehmen wollte, bis die Wirthin sagte: Man solle doch nachlassen mit dem Nöthigen, das Mädchen werde ja zusehens blässer und Hoffmannstropfen thäten ihm nöther als Wein. Aber die Gotte wollte deren auch nicht, wollte kaum ein Glas bloßes Wasser, mußte sich endlich einige Tropfen aus einem Niechfläschchen aufs Nastuch schütten lassen, zog unschuldigerweise manchen verdächtigen Blick sich zu und konnte sich nicht rechtfertigen, konnte sich nicht helfen lassen. An gräßlicher Angst litt die Gotte und durste sie nicht merken

lassen. Es hatte ihr Niemand gesagt, welchen Namen das Kind erhalten solle, und den die Gotte nach alter Übung dem Pfarrer, wenn sie ihm das Kind übergibt, einzulüftern hat, da derselbe die eingeschriebenen Namen, wenn viele Kinder zu taufen sind, leicht verwechseln kann.

In der Hast, ob den vielen zu besorgenden Dingen und der Angst, zu spät zu kommen, hatte man die Mittheilung dieses Namens vergessen, und nach diesem Namen zu fragen, hatte ihr ihres Vaters Schwester, die Base, ein für alle Mal streng verboten, wenn sie ein Kind nicht unglücklich machen wolle; denn sobald eine Gotte nach des Kindes Namen frage, so werde dieses zeitlebens — neugierig.

Diesen Namen wußte sie also nicht, durfte nicht darnach fragen, und wenn ihn der Pfarrer auch vergessen hatte, und laut und öffentlich darnach fragte, oder im Verschuß den Buben Mädeli oder Bäbeli taufte, wie würden da die Leute lachen und welche Schande wäre dieß ihr Lebenlang! Das kam ihr immer schrecklicher vor; dem starken Mädchen zitterten die Beine wie Bohnenstauden im Winde, und vom blaffen Gesichte rann ihm der Schweiß bachweise. Jetzt mahnte die Wirthin zum Aufbrechen, wenn sie vom Pfarrer nicht wollten angerebelt werden; aber zur Gotte sagte sie: „Du Meitschi stehst das nicht aus, du bist ja weiß wie ein frischgewaschenes Hemd.“ Das sei vom Laufen, meinte diese, es werde ihr wieder bessern, wenn sie an die frische Luft komme. Aber es wollte ihr nicht bessern, ganz schwarz schienen ihr alle Leute in der Kirche und nun fing noch das Kind zu schreien an, mörderlich und immer mörderlicher. Die arme Gotte begann es zu wiegen in ihren Armen, heftiger und immer heftiger,

je lauter es schrie, daß Blätter fielen von ihrem Baume an der Brust. Auf dieser Brust ward es ihr enger und schwerer, laut hörte man ihr Athemfassen. Je höher ihre Brust sich hob, um so höher flog das Kind in ihren Armen, und je höher es flog, um so lauter schrie es, und je lauter es schrie, um so gewaltiger las der Pfarrer die Gebete. Die Stimmen prasselten ordentlich an den Wänden und die Gotte wußte nicht mehr wo sie war; es fauste und brauste um sie wie Meereswogen und die Kirche tanzte mit ihr in der Luft herum. Endlich sagte der Pfarrer „Amen“, und jetzt war der schreckliche Augenblick da, jetzt sollte es sich entscheiden, ob sie zum Spott werden sollte für Kind und Kindeskind; jetzt mußte sie das Tuch abheben, das Kind dem Pfarrer geben und den Namen ihm ins rechte Ohr flüstern. Sie deckte ab, aber zitternd und bebend, reichte das Kind dar, und der Pfarrer nahm es, sah sie nicht an, frug sie nicht mit scharfem Auge, tauchte die Hand ins Wasser, neigte des plötzlich schweigenden Kindes Stirne und taufte kein Mädeli, kein Bäbeli, sondern einen Hans Ull, einen ehelichen wirklichen Hans Ull. Da wars der Gotte als ob nicht nur sämtliche Emmen-thaler Berge ihr ab dem Herzen fielen, sondern Sonne, Mond und Sterne, und aus einem feurigen Ofen sie Jemand trage in ein kühles Bad; aber die ganze Predigt durch bebten ihr die Glieder und wollten nicht wieder stille werden. Der Pfarrer predigte recht schön und eindringlich, wie eigentlich das Leben der Menschen nichts anders sein solle als eine Himmelfahrt; aber zu rechter Andacht brachte es die Gotte nicht, und als man aus der Predigt kam, hatte sie schon den Text vergessen. Sie mochte gar nicht warten, bis sie ihre geheime Angst offenbaren konnte und den Grund ihres klaffen Gesichtes.

Viel Lachens gab es und manchen Witz mußte sie hören über die Neugierde und wie sich die Weiber davor fürchten und sie doch allen ihren Mädchen anhängten, während sie den Buben nichts that. Da hätte sie nur getrost fragen können. Schöne Haberader, niedliche Flachsplätze, herrliches Gedelhen auf Wiese und Acker zogen aber bald die Aufmerksamkeit auf sich und fesselten die Gemüther. Sie fanden manchen Grund langsam zu gehen, stille zu stehen, und doch hatte die schöne steigende Maisonne allen warm gemacht, als sie heim kamen, und ein Glas kühlen Weins that Jedermann wohl, wie sehr man sich auch dagegen sträubte. Dann setzte man sich vor das Haus, während in der Küche die Hände emsig sich rührten, das Feuer gewaltig prasselte. Die Hebamme glühte wie Einer der Drei aus dem feurigen Ofen. Schon vor eils rief man zum Essen, aber nur die Diensten, speiste die vorweg, und zwar reichlich, aber man war doch froh wenn sie, die Knechte namentlich, einem aus dem Wege kamen.

Etwas langsam floß den vor dem Hause Sitzenden das Gespräch, doch versiegte es nicht; vor dem Essen stören die Gedanken des Magens die Gedanken der Seele, indessen läßt man nicht gerne diesen innern Zustand inne werden, sondern bemäntelt ihn mit langsamen Worten über gleichgültige Gegenstände. Schon stand die Sonne überm Mittag, als die Hebamme mit flammendem Gesicht, aber immer noch blanker Schürze, unter der Thüre erschien und die allen willkommene Nachricht brachte, daß man essen könnte, wenn alle da wären. Aber die Meisten der Geladenen fehlten noch und die schon früher nach ihnen gesandten Boten brachten wie die Knechte im Evangelium, allerlei Bescheid, mit dem Unterschied jedoch, daß eigentlich alle kommen wollten, nur jetzt noch

nicht; der Eine hatte Werkleute, der Andere Leute bestellt und der Dritte mußte noch wohin, — aber warten sollte man nicht auf sie, sondern nur fürfahren in der Sache. Rätzig war man bald, dieser Mahnung zu folgen, denn wenn man allen warten mußte, sagte man, so könne das gehen bis der Mond käme; nebenbei freilich brummte die Hebamme: es sei doch nichts dümmeres als ein solches Wartenlassen, im Herzen wäre doch jeder gerne da und zwar je eher je lieber, aber es solle es Niemand merken. So müsse man die Mühe haben alles wieder an die Wärme zu stellen, wisse nie, ob man genug habe, und werde nie fertig. War aber schon der Rath wegen den Abwesenden schnell gefaßt, so war man doch mit den Anwesenden noch nicht fertig, hatte bedenkliche Mühe sie in die Stube, sie zum Essen zu bringen, denn Keiner wollte der Erste sein, bei diesem nicht, bei jenem nicht. Als endlich alle saßen, kam die Suppe auf den Tisch, eine schöne Fleischsuppe mit Safran gefärbt und gewürzt und mit dem schönen weißen Brod, das die Großmutter eingeschnitten, so dick gesätigt, daß von der Brühe wenig sichtbar war. Nun entblösten sich alle Häupter, die Hände falteten sich unglange und feierlich betete jedes für sich zu dem Geber jeder guten Gabe. Dann erst griff man langsam zum blechernen Löffel, wischte denselben am schönen weißen Tischtuch aus und ließ sich an die Suppe, und mancher Wunsch wurde laut, wenn man alle Tage eine Solche hätte, so begehrte man nichts anders. Als man mit der Suppe fertig war, wischte man die Löffel am Tischtuch wieder aus, die Züpfen wurden herumgeboten, jeder schnitt sich sein Stück ab, und sah zu wie die Boreffen an Safranbrühe aufgetragen wurden, Boreffen von Hirn, von Schafffleisch, saure Leber. Als die erledigt

waren in bedächtigen Zugreifen, kam in Schüsseln hoch aufgeschichtet das Rindfleisch, grünes und dörres, jedem nach Belieben, kamen dörre Bohnen und Kannenbirenschnitz, breiter Speck dazu und prächtige Rückenstücke von dreizentnerigen Schweinen, so schön roth und weiß und saftig. Das folgte sich langsam alles, und wenn ein neuer Gast kam, so wurde von der Suppe her alles wieder aufgetragen und jeder mußte da anfangen, wo die Andern auch, Keinem wurde ein einziges Gericht geschenkt. Zwischendurch schenkte Benz, der Kindbettmann, aus den schönen weißen Flaschen, welche eine Maasß enthielten und mit Wappen und Sprüchen reich geziert waren, fleißig ein. Wohin seine Arme nicht reichen mochten, trug er andern das Schenkamt auf, nöthete ernstlich zum Trinken, mahnte sehr oft: „Machet doch aus, es ist dafür da, daß man ihn trinkt“, und wenn die Hebamme eine Schüssel hineintrug, so brachte er ihr sein Glas und andere brachten die ihren ihr auch, so daß, wenn sie allemal gehörig hätte Bescheid thun wollen, es in der Küche wunderbar hätte gehen können. Der jüngere Götti mußte manche Spottrede hören, daß er die Gotte nicht besser zum Trinken zu halten wisse; wenn er das Gesundheit machen nicht besser verstehe, so kriege er keine Frau. „D, Hans Uli werde keine begehren“, sagte endlich die Gotte, „die ledigen Bursche hätten heut zu Tage ganz andere Sachen im Kopf als das Heirathen, und die Meisten vermöchten es nicht einmal mehr.“ „He“, sagte Hans Uli, „das dünke ihn nichts anders. Solche Schläppli, wie heut zu Tage die meisten Mädchen seien, geben gar theure Frauen, die Meisten meinten ja, um eine brave Frau zu werden, hätte man nichts nöthig als ein blau seidenes Tüchlein um den Kopf, Handschlit im Sommer

und gestrickte Pantöffeln im Winter. Wenn einem die Rüche fehlten im Stalle, so sei man freilich übel geschlagen, aber man könne doch ändern; wenn man aber eine Frau habe, die einem um Haus und Hof bringe, so sei es austubackert, die müsse man behalten. Es sei einem daher nützlicher, man sinne anderen Sachen nach als dem Heirathen und lasse Mädchen, Mädchen sein.“

„Ja, ja, du hast ganz recht“, sagte der ältere Götli, ein kleines, unscheinbares Männchen in geringen Kleidern, den man aber sehr in Ehren hielt und ihm Better sagte, denn er hatte keine Kinder, wohl aber einen bezahlten Hof und 100,000 Schweizerfranken am Zins,

„ja, du hast recht“, sagte der, „mit dem Weibervolk ist gar nichts mehr. Ich will nicht sagen, daß nicht hie und da noch Eine ist, die einem Hause wohl ansteht, aber die sind dünn gesäet. Sie haben nur Karrenwerk und Hoffart im Kopf, ziehen sich an wie Pfauen, ziehen auf wie sturme Störche, und wenn eine einen halben Tag arbeiten soll, so hat sie drei Tage lang Kopfweh und liegt vier Tage im Bett, ehe sie wieder bei ihr selber ist. Als ich um meine Alte bahlte, da war es noch anders, da mußte man noch nicht so im Rummel sein, man kriege statt einer braven Hausmutter nur einen Hausnarr oder gar einen Haussteufel.“

„He, he, Götli Uli“, sagte die Gotte, die schon lange reden wollte, aber nicht dazu gekommen war, „es würde einen meinen, es seien nur zu deinen Zeiten rechte Bauerntöchter gewesen. Du kennst sie nur nicht und achtest dich der Mädchen nicht mehr, wie es so einem alten Manne auch wohl ansteht; aber es gibt sie noch immer so gut als zur Zeit, wo deine Alte noch jung gewesen ist. Ich will mich nicht rühmen, aber mein Vater hat schon manchmal gesagt, wenn ich so fortfahre,

thue ich noch die Mutter selig durch, und die ist doch eine berühmte Frau gewesen. So schwere Schweine wie voriges Jahr, hat mein Vater noch nie auf den Markt geführt. Der Metzger hat ihm manchmal gesagt: er möchte das Weitschi sehen, welches die gemästet habe. Aber über die heutigen Buben hat man zu klagen; was um der lieben Welt willen ist dann mit diesen? Tuckaden, im Birthshaus sitzen, die weißen Hüte auf der Seite tragen und die Augen aufsperrten wie Stadthore, allen Regelten, allen Schiefeten, allen schlechten Weitschene nachstreichen, das können sie; aber wenn einer eine Kuh melken oder einen Aker fahren soll, so ist er fertig, und wenn er ein Werthholz in die Finger nimmt, so thut er dumm wie ein Herr oder gar wie ein Schreiber. Ich habe mich schon manchmal hoch verredet, ich wolle keinen Mann, oder ich wisse denn für gewiß wie ich mit ihm fahren könne, und wenn schon hie und da noch einer ein Bauer abgibt, so weiß man doch noch lange nicht, was er für ein Mann wird.“ Da lachten die Andern gar sehr, trieben dem Mädchen das Blut ins Gesicht und das Gespött mit ihm: Wie lange es wohl meine, daß man einen auf die Probe nehmen müsse, bis man für gewiß wisse was er für ein Mann werde. So unter Lachen und Scherz nahm man viel Fleisch zu sich, vergaß auch die Kammensbirenschnitze nicht, bis endlich der ältere Götti sagte: „Es dünke ihn, man sollte einstweilen genug haben und etwas vom Tische weg, die Beine würden unter dem Tische ganz steif und eine Pfeife schmecke nie besser, als wenn man zuvor Fleisch gegessen hätte.“ Dieser Rath erhielt allgemeinen Beifall, wie auch die Kindbettleute einredeten: man solle doch nicht vom Tische weg; wenn man einmal davon sei, so bringe man die Menschen fast nicht

mehr dazu. „Habe doch nicht Kummer, Base“, sagte der Better, „wenn du etwas Gutes auf den Tisch stellst, so hast du mit geringer Mühe uns wieder dabei, und wenn wir uns ein wenig strecken, so geht es um so handlicher wieder mit dem Essen.“

Die Männer machten nun die Runde in den Ställen, thaten einen Blick auf die Bühne, ob noch altes Heu vorhanden sei, rühmten das schöne Gras und schauten in die Bäume hinauf, wie groß der Segen wohl sein möge, der von ihnen zu hoffen sei.

Unter einem der noch blühenden Bäume machte der Better Halt und sagte: „da schide es sich wohl am besten abzufigen und ein Pfeisichen anzustecken, es sei gut kühl da, und wenn die Weiber wieder etwas Gutes angerichtet hätten, so sei man nahe bei der Hand.“

Bald gefellte sich die Gotte zu ihnen, die mit den andern Weibern den Garten und die Pflanzplätze besahen hatte. Der Gotte kamen die andern Weiber nach, und eine nach der andern ließ sich nieder ins Gras, vorsichtig die schönen Kittel in Sicherheit bringend, dagegen ihre Unterröcke mit dem hellen rothen Rande der Gefahr aussetzend, ein Andenken zu erhalten vom grünen Grase.

Der Baum, um den die ganze Gesellschaft sich lagerte, stand oberhalb des Hauses am sanften Anfang der Halde. Zuerst ins Auge fiel das schöne neue Haus; über dasselbe weg konnten die Blicke schweifen an des jenseitigen Thales Rand, über manchen schönen reichen Hof und weiterhin über grüne Hügel und dunkle Thäler weg.

„Du hast da ein stattlich Haus, und Alles ist gut angegeben dabei“, sagte der Better, „jetzt könnt ihr auch sein darin und habt Platz für Alles; ich konnte ni-

begreifen, wie man sich in einem so schlechten Hause so lange leiden kann, wenn man Geld und Holz genug zum Bauen hat, wie ihr zum Exempel.“ „Beriet nicht, Better“, sagte der Großvater, „es hat von Beidem nichts zu rühmen; dann ist das Bauen eine wüste Sache, man weiß wohl wie man anfängt, aber nie wie man aufhört, und manchmal ist einem noch dies im Wege ober das, an jedem Orte etwas anderes.“

„Wir gefällt das Haus ganz ausnehmend wohl“, sagte eine der Frauen. „Wir sollten auch schon lange ein neues haben, aber wir scheuen immer die Kosten. Sobald mein Mann aber kommt, muß er dieses recht ansehen, es dünkt mich, wenn wir so eins haben könnten, ich wäre im Himmel. Aber fragen möchte ich doch, nehmt es nicht für ungut, warum da gleich neben dem ersten Fenster, der wüste schwarze Fensterposten (Dyffel) ist, der steht dem ganzen Hause übel an.“ — Der Großvater machte ein bedenkliches Gesicht, zog noch härter an seiner Pflöcke und sagte endlich: „Es hätte an Holz gefehlt beim Aufrichten, kein anderes sei gleich bei der Hand gewesen, da habe man in Noth und Eile einiges vom alten Hause genommen.“ „Aber“, sagte die Frau, „das schwarze Stück Holz war ja noch dazu zu kurz, oben und unten ist es angelegt, und jeder Nachbar hätte euch von Herzen gerne ein ganz neues Stück gegeben.“ „Ja, wir haben es halt nicht besser g'funnet und durften unsere Nachbarn nicht immer von neuem plagen, sie hatten uns schon genug geholfen mit Holz und Fahren“, antwortete der Alte.

„Hör, Ketti“, sagte der Better, „mache nicht Schnecken-
schnecke, sondern gib die Wahrheit an und aufrichtigen
Bericht. Schon Manches habe ich rannen hören, aber
Punktum das Wahre nie vernehmen können. Jetzt schalte

es sich so wohl, bis die Weiber den Braten jweg haben, du würdest uns damit so kurze Zeit machen, darum gib aufrichtigen Bericht.“ Noch manchen Schneckenatz machte der Großvater, ehe er sich dazu verstand; aber der Better und die Weiber ließen nicht nach bis er es endlich versprach, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ihm dann lieber wäre, was er erzähle, bliebe unter ihnen und käme nicht weiter. So etwas scheuen gar viele Leute an einem Hause, und er möchte in seinen alten Tagen nicht getne seinen Leuten böses Spiel machen.

„Allemaal wenn ich dieses Holz betrachte“, begann der ehrwürdige Alte, „so muß ich mich verwundern, wie das wohl zuging, daß aus dem fernen Morgenlande, wo das Menschengeschlecht entstanden sein soll, Menschen bis hieher kamen, und diesen Winkel in diesem engen Graben fanden, und muß denken, was die, welche bis hieher verschlagen oder gedrängt wurden, alles ausgestanden haben werden, und wer sie wohl mögen gewesen sein. Ich habe viel darüber nachgefragt, aber nichts erfahren können, als daß diese Gegend schon sehr früh bewohnt gewesen, ja Sumiswald, noch ehe unser Heiland auf der Welt war, eine Stadt gewesen sein soll; aber aufgeschrieben steht das Nirgend. Doch das weiß man, daß es schon mehr als sechshundert Jahre her ist, daß das Schloß steht, wo jetzt der Spital ist, und wahrscheinlich um dieselbe Zeit stand auch hier schon ein Haus, und gehörte sammt einem großen Theil der Umgegend zu dem Schlosse, mußte dorthin Zehnten und Bodenzinse geben, Frohndienste leisten, ja die Menschen waren Leibeigen und nicht eigenen Rechts, wie jetzt jeder ist, sobald er zu Jahren kommt. Gar ungleich hatten es damals die Menschen, und nahe bei einander

wohnten Leibeigene, welche die besten Händel hatten und solche, die schwer, fast unerträglich, gedrückt wurden, ihres Lebens nicht sicher waren. Ihr Zustand hing je weilen von ihren Herren ab; die waren gar ungleich und doch fast unumschränkt Meister über ihre Leute und diese fanden Keinen, dem sie so leichtlich und wirksam klagen konnten. Die, welche zu diesem Schlosse gehörten, sollen es schlimmer gehabt haben zu Zeiten als die Meisten, welche zu andern Schlössern gehörten. Die meisten andern Schlösser gehörten einer Familie, kamen von dem Vater auf den Sohn, da kannten der Herr und seine Leute sich von Jugend auf, und gar Mancher war seinen Leuten wie ein Vater. Dieses Schloß kam nämlich frühe in die Hände von Rittern, die man die Teutschen nannte, und der, welcher hier zu befehlen hatte, den nannte man den Comthur. Diese Obern wechselten nun, und bald war Einer da aus dem Sachsenland und bald Einer aus dem Schwabenland; da kam keine Anhänglichkeit auf und ein jeder brachte Brauch und Art mit aus seinem Lande.

„Nun sollten sie eigentlich in Polen und im Preussenlande mit den Heiden streiten, und dort, obgleich sie eigentlich geistliche Ritter waren, gewöhnten sie sich fast an ein heidnisch Leben und gingen mit andern Menschen um, als ob kein Gott im Himmel wäre, und wenn sie dann heim kamen, so meinten sie noch immer, sie seien im Heidenland und trieben das gleiche Leben fort. Denn die, welche lieber im Schatten lustig lebten als im wüsten Lande blutig stritten, oder die, welche ihre Wunden heilen, ihren Leib stärken mußten, kamen auf die Güter, welche der Orden, so soll man die Gesellschaft der Ritter genannt haben, in Deutschland und in der Schweiz besaß, und thaten jeder nach seiner Art und was ihm

wohlgefiel. Einer der Wüfsten soll der Hans von Stoffeln gewesen seyn, aus dem Schwabenlande, und unter ihm soll es sich zugetragen haben, was ihr von mir wissen wollt, und was sich bei uns von Vater auf den Sohn vererbet hat.

„Diesem Hans von Stoffeln fiel es bei, dort hinten auf dem Bärhegenhubel ein großes Schloß zu bauen; dort, wo man noch jetzt, wenn es wild Wetter geben will, die Schloßgeister ihre Schätze sonnen sieht, stand das Schloß. Sonst bauten die Ritter ihre Schlöffer über den Straßen, wie man jetzt die Wirthshäuser an die Straßen baut, beides um die Leute besser plündern zu können, auf verschiedene Weise freilich. Warum aber der Ritter dort auf dem wilden wüsten Hubel in der Einöde ein Schloß haben wollte, wissen wir nicht, genug er wollte es, und die Bauern welche zum Schloß gehörten, mußten es bauen. Der Ritter fragte nach keinem von der Jahreszeit gebotenen Werk, nicht nach dem Heuet, nicht nach der Ernte, nicht nach dem Sät. So und so viel Züge mußten fahren, so und so viel Hände mußten arbeiten, zu der und der Zeit sollte der letzte Ziegel gedeckt, der letzte Nagel geschlagen sein. Dazu schenkte er keine Zehntgarbe, kein Maß Bodenzins, kein Fasnachthuhn, ja nicht einmal ein Fasnachtei; Barmherzigkeit kannte er keine, die Bedürfnisse armer Leute kannte er nicht. Er ermunterte sie auf heidnische Weise mit Schlägen und Schimpfen, und wenn einer müde wurde, langsamer sich rührte oder gar ruhen wollte, so war der Bogt hinter ihm mit der Peitsche, und weder Alter noch Schwachheit ward verschont. — Wenn die wilden Ritter oben waren, so hatten sie ihre Freude dran, wenn die Peitsche recht knallte, und sonst trieben sie noch manchen Schabernack mit den Arbeitern“

wenn sie ihre Arbeit muthwillig verdoppeln konnten, so sparten sie es nicht, und hatten dann große Freude an ihrer Angst, an ihrem Schweiß.

„Endlich war das Schloß fertig, fünf Ellen dick die Muren, Niemand wußte, warum es da oben stand, aber die Bauren waren froh, daß es einmal stand, wenn es doch stehen mußte, der letzte Nagel geschlagen, der letzte Ziegel oben war.

„Sie wischten sich den Schweiß von den Stirnen, sahen mit betrübtem Herzen sich um in ihrem Besizthum, sahen seufzend wie weit der unselige Bau sie zurückgebracht. Aber war doch ein langer Sommer vor ihnen und Gott über ihnen, darum fasten sie Muth und kräftig den Pflug, und trösteten Weib und Kind, die schweren Hunger gelitten, und denen Arbeit eine neue Bein schlen.

„Aber kaum hatten sie den Pflug ins Feld geführt, so kam Botschaft, daß alle Hofbauren eines Abends zur bestimmten Stunde im Schlosse zu Sumiswald sich einfinden sollten. Sie bangten und hofften. Freilich hatten sie von den gegenwärtigen Bewohnern des Schloßes noch nichts Gutes genossen, sondern lauter Muthwillen und Härte, aber es dünkte sie billig, daß die Herren ihnen etwas thäten für den unerhörten Frohndienst, und weil es sie so dünkte, so meinten viele, es dünkte die Herren auch so, und sie werden an selbem Abend ihnen ein Geschenk machen oder einen Nachlaß verkünden wollen.

„Sie fanden sich am bestimmten Abend zeitig und mit klopfendem Herzen ein, mußten aber lange warten im Schloßhose, den Knechten zum Gespött. Die Knechte waren auch im Heidenlande gewesen. Zudem wird es gewesen sein wie jetzt, wo jedes halbbazige Herren-

knechtlein das Recht zu haben meint, gefessene Bauren verachten zu können und verhöhnen zu dürfen.

„Endlich wurden sie in den Rittersaal entboten; vor ihnen öffnete sich die schwere Thüre; drinnen saßen um den schweren Eichentisch die schwarzbraunen Ritter, wilde Hunde zu ihren Füßen, und obenan der von Stoffeln, ein wilder mächtiger Mann, der einen Kopf hatte wie ein doppelt Bernmaß, Augen machte wie Flugräder, und einen Bart hatte wie eine alte Löwenmähne. Keiner ging gerne zuerst hinein, einer stieß den andern vor; da lachten die Ritter, daß der Wein über die Humpen spritzte und wüthend stürzten die Hunde vor; denn wenn diese zitternde, jagende Glieder sehen, so meinen sie, dieselben gehören einem zu jagenden Wilde. Den Bauren aber ward nicht gut zu Muth, es dünkte sie, wenn sie nur wieder daheim wären und einer drückte sich hinter den andern. Als endlich Hunde und Ritter schwiegen, erhob der von Stoffeln seine Stimme und sie tönte wie aus einer hundertjährigen Eiche. „Mein Schloß ist fertig, doch noch eins fehlt, der Sommer kömmt und droben ist kein Schattengang. In Zeit eines Monates sollt ihr mir einen pflanzen, sollt einhundert ausgewachsene Buchen nehmen aus dem Münneberg, mit Aesten und Wurzeln, und sollt sie mir pflanzen auf Bärhegen und wenn eine einzige Buche fehlt, so büßt ihr mir es mit Gut und Blut. Drunten steht Trunk und Imbiß, aber morgen soll die erste Buche auf Bärhegen stehn.“ Als von Trunk und Imbiß einer hörte, meinte er, der Ritter sei gnädig und gut gelaunt, und begann zu reden von ihrer nothwendigen Arbeit und dem Hunger von Weib und Kind und vom Winter, wo die Sache besser zu machen wäre. Da begann der Zorn des Ritters Kopf größer und größer zu schwellen und seine Stimme brach

los wie der Donner aus einer Fluh und er sagte ihnen: Wenn er gnädig sei, so seien sie übermüthig. Wenn im Polenlande einer das nackte Leben habe, so küsse er einem die Füße, hier hätten sie Kind und Kind, Dach und Fach, und doch nicht satt. Aber gehorsamer und genügsamer mache ich euch, so wahr ich Hans von Stofeln bin, und wenn in Monatsfrist die hundert Buchen nicht oben stehen, so lasse ich euch peitschen bis kein Fingerlang mehr ganz an euch ist, und Weiber und Kinder werfe ich den Hunden vor.

„Da wagte keiner mehr eine Einrede, aber auch keiner begehrte von dem Trunk und Imbiß; sie drängten sich, als der zornige Befehl gegeben war, zur Thüre hinaus, und jeder wäre gerne der Erste gewesen, und weit hin folgte ihnen des Ritters donnernde Stimme nach, der andern Ritter Gelächter, der Knechte Spott, der Rüden Geheul.

„Als der Weg sich beugte, vom Schlosse sie nicht mehr konnten gesehen werden, setzten sie sich an des Weges Rand und weinten bitterlich, Keiner hatte einen Trost für den Andern, und Keiner hatte den Muth zu rechtem Zorn, denn Noth und Plage hatten den Muth ihnen ausgelöscht, so daß sie keine Kraft mehr zum Zorne hatten, sondern nur noch zum Jammer. Ueber 3 Stunden weit sollten sie durch wilde Wege die Buchen führen mit Aesten und Wurzeln den steilen Berg hinauf; und neben diesem Berge wuchsen viele und schöne Buchen, und die mußten sie stehen lassen. In Monatsfrist sollte das Werk geschehen sein, zwei Tage drei, den dritten vier Bäume, sollten sie schleppen durchs lange Thal, den steilen Berg auf, mit ihrem ermatteten Vieh. Und über alles dieses war es der Maimond, wo der Bauer sich rühren muß auf seinem Acker, fast Tag und

Nacht ihn nicht verlassen darf, wenn er Brod will und Speise für den Winter.

„Wie sie da so rathlos weinten, Reinet den Andern ansehen, in den Jammer des Andern sehen durfte, weil der Seinige schon über ihm zusammenschlug, und keiner heim durfte mit der Botschaft, keiner den Jammer hehm tragen mochte zu Weib und Kind, stund plötzlich vor ihnen, sie wußten nicht woher, lang und dürr ein grüner Jägermann. Auf dem festen Baret schwankte eine rothe Feder, im schwarzen Gesichte flammte ein rothes Bärtchen, und zwischen der gebogenen Nase und dem zugespitzten Kinn, fast unsichtbar, wie eine Höhle unter überhangendem Gestein, öffnete sich ein Mund und frug: „Was gibt es, ihr guten Leute, daß ihr da sitzet und heulet, daß es Steine aus dem Boden sprengt und Aeste ab den Bäumen?“ Zweimal frug er also, und zweimal erhielt er keine Antwort.

„Da ward noch schwärzer des Grünen schwarz Gesicht, noch röther das rothe Bärtchen, es schien darin zu knistern und zu spreuzeln, wie Feuer im Tannenholz; wie ein Pfeil spitzte sich der Mund, dann that er sich auseinander und frug ganz holdselig und mild: „Aber ihr guten Leute, was hilft es euch, daß ihr da sitzet und heulet? Ihr könnet da heulen bis es eine neue Sündfluth gibt, oder euer Geschrei die Sterne aus dem Himmel sprengt; aber damit wird euch wahrscheinlich wenig geholfen sein. Wenn euch aber Leute fragen, was ihr hättet, Leute, die es gut mit euch meinen, euch vielleicht helfen könnten, so solltet ihr statt zu heulen, antworten und ein vernünftig Wort reden, das hilfe euch viel mehr.“ Da schüttelte ein alter Mann das weiße Haupt und sprach: „Haltet es nicht für ungut, aber das, worüber wir weinen, nimmt kein Jägermann

uns ab, und wenn das Herz einmal im Jammer ver-
schwollen ist, so kommen keine Worte mehr heraus.“

„Da schüttelte sein spitziges Haupt der Grüne und
sprach: „Vater, ihr redet nicht dumm, aber so ist es
doch nicht. Man mag schlagen was man will, Stein
oder Baum, so gibt es einen Ton von sich; es klaget.
So soll auch der Mensch klagen, soll alles klagen, soll
dem ersten Besten klagen, vielleicht hilft ihm der erste
Beste. Ich bin nur ein Jägerdamm, wer weiß, ob ich
nicht daheim ein tüchtiges Gespann habe, Holz und
Steine oder Buchen und Lannen zu führen?“

„Als die armen Bauren das Wort Gespann hörten,
fiel es ihnen allen ins Herz, ward da zu einem Hoff-
nungsfunken, und alle Augen sahen auf ihn und dem
Alten ging der Mund noch weiter auf; er sprach: „Es
sei nicht immer richtig dem Ersten, dem Besten zu sa-
gen, was man auf dem Herzen hätte, da man ihm es
aber anhöre, daß er es gut meine, daß er vielleicht
helfen könne, so wolle man kein Hehl vor ihm haben.
Mehr als zwei Jahre hätten sie schwer gelitten unter
dem neuen Schloßbau, kein Hauswesen sei in der gan-
zen Herrschaft, welches nicht bitterlich im Mangel sei.
Jetzt hätten sie frisch aufgeathmet, in der Meinung,
endlich freie Hände zu haben zur eigenen Arbeit, hätten
mit neuem Muth den Pflug ins Feld geführt, und so-
eben hätte der Comthur ihnen befohlen, aus im Münne-
holz gewachsenen Buchen in Monatsfrist beim neuen
Schloß einen neuen Schattengang zu pflanzen. Sie
wüßten nicht wie das vollbringen in dieser Frist, mit
ihrem abgefarrtem Vieh, und wenn sie es vollbrächten,
was hülfte es ihnen? Anpflanzen könnten sie nicht und
müßten nachher Hungers sterben, im Fall die harte
Arbeit sie nicht früher tödtete. Diese Botschaft dürften

sie nicht heimtragen, möchten nicht zum alten Elend noch den neuen Jammer schütten.“

„Da machte der Grüne ein gar mitleidiges Gesicht, hob drohend die lange, magere, schwarze Hand gegen das Schloß empor und vermaß sich zu schwerer Strafe gegen solche Tyrannei. Ihnen aber wolle er helfen. Sein Gespann, wie keines sei im Lande, solle vom Milchstalben an, dießseits Sumiswald, ihnen alle Buchen, so viele sie dorthin zu bringen vermöchten, auf Bärhegen führen, ihnen zu Lieb, den Rittern zum Troß und um geringen Lohn.

„Da hörchten hoch auf die armen Männer bei diesem unerwarteten Anerbieten. Konnten sie um den Lohn einig werden, so waren sie gerettet, denn bis an den Milchstalben konnten sie die Buchen führen, ohne daß ihre Landarbeit darüber versäumt und sie zu Grunde gingen. Darum sagte der Alte: „So sag an, was du verlangst, auf daß wir mit dir des Handels einig werden mögen.“ Da machte der Grüne ein pfißig Gesicht; es knisterte in seinem Bärtchen und wie Schlangenaugen funkelten sie seine Augen an, und ein gräulich Lachen stand in beiden Mundwinkeln als er ihn von einander that und sagte: „Wie ich gesagt, ich begehre nicht viel, nicht mehr als ein ungetauftes Kind.“

„Das Wort zuckte durch die Männer wie ein Blitz, wie eine Decke fiel es von ihren Augen, und wie Spreu im Wirbelwinde stoben sie auseinander.

„Da lachte hell auf der Grüne, daß die Fische im Bache sich bargen, die Vögel das Dickicht suchten und grausig schwankte die Feder am Hute und auf und nieder ging das Bärtchen.

„„Bestinnet euch, oder suchet bei euren Weibern Rath, in der dritten Nacht findet ihr hier mich wieder!““ so

rief er den Flichenden mit scharf tönender Stimme nach, daß die Worte in ihren Ohren hängen blieben, wie Pfeile mit Widerhaken hängen bleiben im Fleische.

„Blas und zitternd an der Seele und an allen Gliedern räubten die Männer nach Hause; keiner sah nach dem andern sich um, keiner hätte den Hals gedreht, nicht um alle Güter der Welt. Als so verfürrt die Männer daher gestoben kamen, wie Tauben vom Vogel gejagt zum Taubenschlag, da drang mit ihnen der Schrecken in alle Häuser, und alle bebten vor der Kunde, welche den Männern die Glieder also durcheinander warf.

„In zitternder Neugierde schlichen die Weiber den Männern nach, bis sie dieselben an den Orten hatten, wo man im Stillen ein vertraut Wort reden konnte. Da mußte jeder Mann seinem Weibe erzählen, was sie im Schloß vernommen, das hörten sie mit Wuth und Fluch; sie mußten erzählen, wer ihnen begegnet, was er ihnen angetragen. Da ergriff namenlose Angst die Weiber, ein Wehgeschrei ertönte über Berg und Thal, einer Jeden ward, als hätte ihr eigen Kind der Ruchlose begehrt. Ein einziges Weib schrie nicht den Andern gleich. Das war ein grausam handlich Weib, eine Lindauerin soll es gewesen sein, und hier auf dem Hofe hat es gewohnt. Sie hatte wilde schwarze Augen und fürchtete sich nicht viel vor Gott und Menschen. Böse war sie schon geworden, daß die Männer dem Ritter nicht rundweg das Begehren abgeschlagen; wenn sie dabei gewesen, sie hätte ihm es sagen wollen, sagte sie. Als sie vom Grünen hörte und seinem Antrage und wie die Männer davon gestoben, da ward sie erst recht böse, und schalt die Männer über ihre Feigheit, und daß sie dem Grünen nicht feder ins Gesicht gesehen, vielleicht hätte er mit einem andern Lohne sich auch be-

gnügt, und da die Arbeit für das Schloß sei, würde es ihren Seelen nichts schaden, wenn der Teufel sie mache. Sie ergrimmete in der Seele, daß sie nicht dabei gewesen, und wäre es nur, damit sie einmal den Teufel gesehen und auch wüßte, was er für ein Aussehen hätte. Darum weinte dieses Weib nicht, sondern rebete in seinem Grimme harte Worte gegen den eignen Mann und gegen alle andern Männer.

„Des folgenden Tages, als in stilles Gewimmer das Wehgeschrei verglommen war, saßen die Männer zusammen, suchten Rath und fanden keinen. Anfangs war die Rede von neuem Bitten bei dem Ritter, aber Niemand wollte bitten gehen, keinem schien Leib und Leben feil. Einer wollte Weiber und Kinder schicken mit Geheul und Jammer, der aber verstummete schnell als die Weiber zu reden begannen, denn schon damals waren die Weiber in der Nähe, wenn die Männer im Rathe saßen. Sie wußten keinen Rath, als in Gottes Namen Gehorsam zu versuchen, sie wollten Messen lesen lassen, um Gottes Beistand zu gewinnen, wollten Nachbarn um nächtliche geheime Hülfe ansprechen, denn eine offenbare hätten ihnen ihre Herren nicht erlaubt, wollten sich theilen, die Hälfte sollte bei den Buchen schaffen, die andere Hälfte Haber säen und des Viehes warten. Sie hofften auf diese Weise und mit Gottes Hülfe täglich wenigstens 3 Buchen auf Bärhegen hinauf zu schaffen; vom Grünen rebete Niemand; ob Niemand an ihn dachte, ist nicht verzeichnet worden.

„Sie theilten sich ein, rüsteten die Werkzeuge, und als der erste Maitag über seine Schwelle kam, sammelten die Männer sich am Münneberg und begannen mit gefasstem Muth die Arbeit. Im weiten Ringe mußten die Buchen umgraben, sorgfältig die Wurzeln geschont,

sorgfältig die Bäume, damit sie sich nicht verletzen, zur Erde gelassen werden. Noch war der Morgen nicht hoch am Himmel, als drei Buchen zur Abfahrt bereit lagen, denn immer drei sollten zusammen geführt werden, damit man auf dem schweren Weg mit Hand und Vieh sich gegenseitig helfen könne. Aber schon stund die Sonne im Mittag und noch waren sie mit den drei Buchen nicht zum Walde hinaus, schon stand sie hinter den Bergen und noch waren die Jüge nicht über Sumiswald hinaus; erst der neue Morgen fand sie am Fuße des Berges, auf dem das Schloß stand, und die Buchen sollten gepflanzt werden. Es war, als ob ein eigener Unstern Macht hätte über sie. Ein Mißgeschick nach dem andern traf sie: die Geschirre zerrissen, die Wagen brachen, Pferde und Ochsen fielen oder weigerten den Gehorsam. Noch ärger ging es am zweiten Tage. Neue Noth brachte immerfort neue Mühe, unter rastloser Arbeit keuchten die Armen und keine Buche war noch oben, keine vierte Buche über Sumiswald hinausgeschafft.

„Der von Stoffeln schalt und fluchte; je mehr er schalt und fluchte, um so größer ward der Unstern, um so stättiger das Vieh. Die andern Ritter lachten und höhnten, und freuten sich gar sehr über das Zappeln der Bauren, den Zorn des von Stoffeln. Sie hatten gelacht über des von Stoffeln neues Schloß auf dem nackten Gipfel. Da hatte der geschworen: in Monatsfrist müßte ein schöner Laubgang droben sein. Darum fluchte er, darum lachten die Ritter, und weinen thaten die Bauren.

„Eine fürchterliche Muthlosigkeit erfaßte diese, keinen Wagen hatten sie mehr ganz, keinen Zug unbeschädigt,

in zwei Tagen nicht drei Buchen zur Stelle gebracht, und alle Kraft war erschöpft.

„Nacht war es geworden, schwarze Wolken flogen auf, es blitzte zum ersten Male in diesem Jahre. An den Weg hatten sich die Männer gesetzt, es war die gleiche Beugung des Weges, in welcher sie vor drei Tagen gesessen waren, sie wußten es aber nicht. Da saß der Hornbachbaur, der Lindauerin Mann, mit zwei Knechten und andere mehr saßen auch bei ihnen. Sie wollten da auf Buchen warten, die von Sumtswald kommen sollten, wollten ungestört sinnen über ihr Elend, wollten ruhen lassen ihre zer Schlagenen Glieder.

„Da kam rasch, daß es fast pfiß wie der Wind pfeift, wenn er aus den Kammern entronnen ist, ein Weib daher, einen großen Korb auf dem Kopfe. Es war Christine, die Lindauerin, des Hornbachbauren Ehe- weib, zu dem derselbe gekommen, als er einmal mit seinem Herrn zu Felde gezogen war. Sie war nicht von den Weibern die froh sind, daheim zu sein, in der Stille ihre Geschäfte zu beschicken, und die sich um nichts kümmern als um Haus und Kind. Christine wollte wissen was ging, und wo sie ihren Rath nicht dazu geben konnte, da ginge es schlecht, so meinte sie.

„Mit der Speise hatte sie daher keine Magd gesandt, sondern den schweren Korb auf den eignen Kopf genommen und die Männer lange gesucht umsonst; bittere Worte ließ sie fallen darüber, sobald sie dieselben gefunden. Unterdessen war sie aber nicht müßig, die konnte noch reden und schaffen zu gleicher Zeit. Sie stellte den Korb ab, deckte den Kübel ab, in welchem der Hafermüß war, legte das Brod und den Käse zurecht, und stellte jedem gegenüber für Mann und Knecht die Löffel ins Müß, und hieß auch die andern zugreifen.

die noch speislos waren. Dann frug sie nach der Männer Tagewerk und wie viel geschaffet worden in den zwei Tagen? Aber Hunger und Worte waren den Männern ausgegangen, und keiner griff zum Löffel und keiner hatte eine Antwort. Nur ein leichtfertige Knechtlein, dem es gleichgültig war, regne oder sonnenscheine es in der Ernte, wenn nur das Jahr umging und der Lohn kam, und zu jeder Essenszeit das Essen auf den Tisch, griff zum Löffel und berichtete Christine, daß noch keine Buche gepflanzt sei, und alles gehe als ob sie verherzt wären.

„Da schalt die Lindauerin, daß das eitel Einbildung wäre und die Männer nichts als Kindbeterinnen; mit Schaffen und Weinen, mit hocken und heulen, werde man keine Buchen auf Bärhegen bringen. Ihnen würde nur ihr Recht widerfahren, wenn die Ritter ihren Muthwillen an ihnen ausließen; aber um Weib und Kinder willen müsse die Sache anders zur Hand genommen werden. Da kam plötzlich über die Achsel des Weibes eine lange schwarze Hand und eine gellende Stimme rief: „Ja, die hat Recht.“ Und mitten unter ihnen stand mit grinsendem Gesicht der Grüne, und lustig schwankte die rothe Feder auf seinem Hute. Da hob der Schreck die Männer von dannen, sie stoben die Halbe auf wie Spreu im Wirbelwinde.

„Nur Christine, die Lindauerin, konnte nicht fliehen, sie erfuhr es, wie man den Teufel leibhaftig zu sehen kriegt, wenn man ihn an die Wand mahlt. Sie blieb stehen wie gebannt, mußte schauen die rothe Feder am Baret, und wie das rothe Bärtchen lustig auf- und niederging im schwarzen Gesichte. Gellend lachte der Grüne den Männern nach, aber gegen Christine machte er ein zärtlich Gesicht und faßte mit höflicher Geberde ihre Hand.

Christine wollte sie wegziehen, aber sie entrannt dem Grünen nicht mehr, es war ihr als zische Fleisch zwischen glühenden Zangen. Und schöne Worte begann er zu reden und zu den Worten zwigerte lüstern sein roth Bärtchen auf und ab. So ein schön Weibchen habe er lange nicht gesehen, sagte er, das Herz lache ihm im Leibe; zudem habe er sie gerne muthig, und gerade die seien ihm die liebsten, welche stehen bleiben dürften, wenn die Männer davon liefen. Wie er so redete kam Christinen der Grüne immer weniger schreckhaft vor: mit dem sei doch noch zu reden, dachte sie, und sie wüßte nicht warum davon laufen, sie hätte schon viel Wüstere gesehen. Der Gedanke kam ihr immer mehr: mit dem ließe sich etwas machen, und wenn man recht mit ihm zu reden wüßte, so thäte er einem wohl einen Gefallen, oder am Ende könnte man ihn übertölpeln wie die andern Männer auch. Er wüßte gar nicht, fuhr der Grüne fort, warum man sich so vor ihm scheue, er meine es doch so gut mit allen Menschen, und wenn man so grob gegen ihn sei, so müsse man sich nicht wundern, wenn er den Leuten nicht immer thäte, was ihnen am liebsten wäre. Da faste Christine ein Herz und antwortete: Er erschrecke aber die Leute auch, das es schrecklich wäre. Warum habe er ein ungetauft Kind verlangt, er hätte doch von einem andern Lohn reden können, das komme den Leuten gar verdächtig vor, ein Kind sei immer ein Mensch und ungetauft eins aus den Händen geben, das werde kein Christ thun. „Das ist mein Lohn an den ich gewohnt bin, und um anderen fahre ich nicht, und was fragt man doch so einem Kinde nach, das noch Niemand kennt. So jung gibt man sie am liebsten weg, hat man doch noch keine Freude an ihnen gehabt und keine Mühe mit ihnen. Ich aber habe

sie je jünger je lieber, je früher ich ein Kind erziehen kann auf meine Manier, um so weiter bringe ich es, dazu habe ich aber das Laufen gar nicht nöthig und will es nicht.“ Da sah Christine wohl, daß er mit keinem andern Lohne sich werde begnügen wollen; aber es wuchs in ihr immer mehr der Gedanke: das wäre doch der Einzige der nicht zu betrügen wäre.

„Darum sagte sie: wenn aber einer etwas verdienen wolle, so müßte er sich mit dem Lohne begnügen, den man ihm geben könne, sie aber hätten gegenwärtig in keinem Hause ein ungetauft Kind und in Monatsfrist gäbe es keins, und in dieser Zeit müßten die Buchen gekiesfert sein. Da schwänzelte gar höflich der Grüne und sagte: „Ich begehre das Kind gar nicht zum Voraus. Sobald man mir verspricht, das Erste zu liefern ungetauft, welches geboren wird, so bin ich schon zufrieden.“ Das gefiel Christine gar wohl. Sie wußte, daß es in geraumer Zeit kein Kind geben werde in ihrer Herren Gebiet. Wenn nun einmal der Grüne sein Versprechen gehalten und die Buchen gepflanzt seien, so brauche man ihm gar nichts mehr zu geben, weder ein Kind noch etwas anders; man lasse Messen lesen zu Schutz und Trutz und lache tapfer den Grünen aus, so dachte Christine. Sie dankte daher schon ganz herzlich für das gute Anerbieten und sagte: es sei zu bedenken und sie wolle mit den Männern darüber reden. „Ja“, sagte der Grüne, „da ist gar nichts mehr weder zu denken noch zu reden. Für heute habe ich euch bestellt, und jetzt will ich den Bescheid; ich habe noch an gar vielen Orten zu thun und bin nicht bloß wegen euch da. Du mußt mir zu ober ab sagen, nachher will ich von dem ganzen Handel nichts mehr wissen.“ Christine wollte die Sache verdröhen, denn sie nahm sie nicht gerne auf sich,

ſie wärd ſogar gerne zärtlich geworden um Stündigung zu erhalten, allein der Grüne war nicht aufgelegt, wankte nicht, jezt oder nie, ſagte er. Sobald aber der Handel geſchloſſen ſei um ein einzig Kind, ſo wolle er in jeder Nacht ſo viel Buchen auf Bärhegen führen, als man ihm vor Mitternacht unten an den Kiſchſtalden liefere, dort wolle er ſie in Empfang nehmen. — „Nun, ſchöne Frau, bedenke dich nicht“, ſagte der Grüne, und klopfte Chriſtine holdſelig auf die Wange. Da klopfte doch ihr Herz, ſie hätte lieber die Männer hineingestoſſen, um hintendrein ſie ſchuld geben zu können. Aber die Zeit drängte, kein Mann war da als Sündenbock, und der Glaube verließ ſie nicht, daß ſie liſtiger als der Grüne ſei, und wohl ein Einfall kommen werde, ihn mit langer Naſe abzuspeißen. Darum ſagte Chriſtine: Sie für ihre Perſon wolle zugeſagt haben, wenn aber dann ſpäter die Männer nicht wollten, ſo vermöchte ſie ſich deſſen nicht, und er ſolle es ſie nicht entgelten laſſen. Mit dem Verſprechen, zu thun was ſie könne, ſei er hinlänglich zufrieden, ſagte der Grüne. Jezt ſchauderte es Chriſtine doch an Leib und Seele, jezt meinte ſie, komme der ſchreckliche Augenblick, wo ſie mit Blut von ihrem Blute dem Grünen den Akford unterſchreiben müſſe. Aber der Grüne machte es viel leichtlicher und ſagte: Von hübschen Weibern begehre er nie eine Unterſchrift, mit einem Kuß ſei er zufrieden. Somit ſpizte er feinen Mund gegen Chriſtinens Geſicht und Chriſtine konnte nicht ſtehen, war wiederum wie gebannt, ſteif und ſtarr. Da berührte der ſpizige Mund Chriſtinens Geſicht, und ihr war als ob von ſpizigem Eiſen das Feuer durch Mark und Bein fahre, durch Leib und Seele; und ein gelber Bliz fuhr zwiſchen ihnen durch und zeigte Chriſtine freudig verzerrt

des Grünen teuflisch Gesicht, und ein Donner fuhr über sie, als ob der Himmel zersprungen wäre.

„Verschwunden war der Grüne und Christine stand wie versteinert, als ob tief in den Boden hinunter ihre Füße Wurzeln getrieben hätten in jenem schrecklichen Augenblick. Endlich war sie ihrer Glieder wieder mächtig, aber im Gemüthe brauste und sauste es ihr, als ob ein mächtiges Wasser seine Fluthen wälze über thurmhohe Felsen hinunter in schwarzem Schlund. Wie man im Donner der Wasser die eigene Stimme nicht hört, so ward Christine der eigenen Gedanken sich nicht bewußt im Tosen, das donnerte in ihrem Gemüthe. Unwillkürlich floh sie den Berg hinan, und immer glühender fühlte sie ein Brennen an ihrer Wange, da wo des Grünen Mund sie berührt; sie rieb, sie wusch, aber der Brand nahm nicht ab.

„Es ward eine wilde Nacht. In Risten und Klüften heulte und toste es, als ob die Geister der Nacht Hochzeit hielten in den schwarzen Wolken, die Winde die wilden Reigen spielten zu ihrem grausen Tanze, die Blitze die Hochzeitfackeln wären und der Donner der Hochzeitsegen. In dieser Jahreszeit hatte man eine solche Nacht noch nie erlebt.

„In finsternem Bergesthale regte es sich um ein großes Haus und viele drängten sich um sein schirmend Obdach. Sonst treibt im Gewittersturm die Angst um den eigenen Herd den Landmann unter das eigene Dach, und sorgsam wachend so lange das Gewitter am Himmel steht, waret und hütet er das eigene Haus. Aber jetzt war die gemeinsame Noth größer als die Angst vor dem Gewitter. Diese trieb sie in diesem Hause zusammen, an welchem vorbeigehen mußten die, welche der Sturm aus dem Rünneberg trieb, und die, welche von

Bärhegen sich geflüchtet. Den Graus der Nacht ob dem eigenen Elend vergessend, hörte man sie klagen und grollen über ihr Mißgeschick. Zu allem Unglück war noch das Loben der Natur gekommen. Pferde und Ochsen waren scheu geworden, betäubt, hatten Wagen zertrümmert, sich über Felsen gestürzt, und schwer verwundet stöhnte Mancher in tiefem Schmerze, laut auf schrie Mancher dem man zerrissene Glieder einzog und zusammenband.

„In das Elend hinein stüchteten sich auch in schauerlicher Angst die, welche den Grünen gesehen, und erzählten bebend die wiederholte Erscheinung. Bebend hörte die Menge, was die Männer erzählten, drängte sich aus dem weiten dunkeln Raume dem Feuer zu, um welches die Männer saßen und wenn der Wind durch die Spalten fuhr oder Donner über dem Hause rollte, so schrie laut auf die Menge, und meinte, es breche durchs Dach der Grüne, sich zu zeigen in ihrer Mitte. Als er aber nicht kam, als der Schreck vor ihm verging, als das alte Elend blieb und der Jammer der Leidenden lauter wurde, da stiegen allmählig die Gedanken auf, die den Menschen, der in der Noth ist, so gerne um seine Seele bringen. Sie begannen zu rechnen wie viel mehr werth sie Alle seien als ein einzig ungetauft Kind, sie vergaßen immer mehr, daß die Schuld an einer Seele tausendmal schwerer wiege als die Rettung von tausend und abermal tausend Menschenleben.

„Diese Gedanken wurden allmählig laut und begannen sich zu mischen als verständliche Worte in das Schmerzensgestöhn der Leidenden. Man fragte näher nach dem Grünen, grollte, daß man ihm nicht besser Rede gestanden; genommen hätte er Niemand und je weniger man ihn fürchte, um so weniger thue er den

Menschen. Dem ganzen Thale hätten-sie vielleicht helfen können, wenn sie das Herz am rechten Orte gehabt hätten. Da begannen die Männer sich zu entschuldigen. Sie sagten nicht, daß es sich mit dem Teufel nicht spaßen lasse, daß, wer ihm ein Ohr leihe, bald den ganzen Kopf ihm geben müsse, sondern sie redeten von des Grünen schrecklicher Gestalt, seinem Flammenbarte, der feurigen Feder auf seinem Hute, einem Schloßthurm gleich, und dem schrecklichen Schwefelgeruch, den sie nicht hätten ertragen mögen. Christinens Mann aber, der gewöhnt worden war, daß sein Wort erst durch die Zustimmung seiner Frau Kraft erhielt, sagte: sie sollten nur seine Frau fragen, die könne ihnen sagen, ob es Jemand hätte aushalten mögen, und daß die ein kuraschirtes Weib sei, wüßten Alle. Da sahen alle nach Christine sich um, aber Keiner sah sie. Es hatte Jeder nur an seine Rettung gedacht, und an Andere nicht, und wie jetzt Jeder am Trockenen saß, so meinte er, die Andern säßen eben so. Jetzt erst fiel Allen bei, daß sie Christine seit jenem schrecklichen Augenblicke nicht mehr gesehen, ~~und~~ ins Haus war sie nicht gekommen. Da begann der Mann zu jammern und alle Andern mit ihm, denn es ward ihnen Allen, als ob Christine allein zu helfen wüßte. Blötzlich ging die Thüre auf und Christine stand mitten unter ihnen, ihre Haare triefen, roth waren ihre Wangen und ihre Augen brannten noch dunkler als sonst in unheimlichem Feuer. Eine Theilnahme, derer Christine sonst nicht gewohnt war, empfing sie, und Jeder wollte ihr erzählen, was man gedacht und gesagt, und wie man Kummer um sie gehabt. Christine sah bald, was Alles zu bedeuten hatte und verbarg ihre innere Blut hinter spöttische Worte, warf den

Männern ihre übereilte Flucht vor und wie Keiner um ein arm Weib sich bekümmert, und Keiner sich umgesehen, was der Grüne mit ihr beginne. Da brach der Sturm der Neugierde aus, und Jeder wollte zuerst wissen, was nun der Grüne mit ihr angefangen, und die Hintersten hoben sich hoch auf, um besser zu hören und die Frau näher zu sehen, die dem Grünen so nahe gestanden. Sie sollte nichts sagen, meinte Christine zuerst, man hätte es nicht um sie verdient, als Fremde sie übel geplaget im Thale, die Weiber ihr einen übeln Namen angehängt, die Männer sie allenthalben im Stiche gelassen, und wenn sie nicht besser gesinnet wäre als Alle und wenn sie nicht mehr Muth als Alle hätte, so wäre noch jetzt weder Trost noch Ausweg da. So redete Christine noch lange, warf harte Worte gegen die Weiber, die ihr nie hätten glauben wollen, daß der Bodensee größer sei als der Schloßteich, und je mehr man ihr anhielt, um so härter schien sie zu werden, und stützte sich besondres darauf, daß, was sie zu sagen hätte, man ihr übel auslegen, und wenn die Sache gut käme, ihr keinen Dank haben werde, käme sie aber übel, so lüde man ihr alle Schuld auf und die ganze Verantwortung.

„Als endlich die ganze Versammlung vor Christine wie auf den Knien lag, mit Bitten und Flehen und die Verwundeten laut aufschrien und anhielten, da schien Christine zu erweichen und begann zu erzählen, wie sie Stand gehalten und mit dem Grünen Abrede getroffen; aber von dem Kusse sagte sie nichts, nichts davon, wie er sie auf der Wange gebrannt, und wie es ihr getoset im Gemüthe. Aber sie erzählte, was sie seither gesinnet im verschlagenen Gemüthe. Das Wichtigste sei, daß die Buchen nach Bärhegen geschafft wür-

den; seien die einmal oben, so könne man immer noch sagen, was man machen wolle, die Hauptsache sei, daß bis dahin, so viel ihr bekannt, unter ihnen kein Kind werde geboren werden.

„Vielen lief es kalt den Rücken auf bei der Erzählung, aber daß man dann noch immer sehen könne, was man machen wolle, das gefiel Allen wohl.

„Nur ein junges Weibchen weinte gar bitterlich, daß man unter seinen Augen die Hände hätte waschen können, aber sagen that es nichts. Ein alt ehrwürdig Weib dagegen, hochgestaltet und mit einem Gesichte, vor dem man sonst sich beugen oder vor ihm fliehen mußte, trat in die Mitte und sprach: Gottvergesseu wäre es gehandelt, auf das Ungewisse das Gewisse stellen und spielen mit dem ewigen Leben. Wer mit dem Bösen sich einlasse, komme vom Bösen nimmer los, und wer ihm den Finger gebe, den behalte er mit Leib und Seele. Aus diesem Elend könne Niemand helfen als Gott, wer ihn aber verlasse in der Noth, der versinke in der Noth. Aber diesmal verachtete man der Alten Rede und schweigen hieß man das junge Weibchen, mit Weinen und Heulen sei einem diesmal nicht geholfen, da bedürfe man Hülfe anderer Art, hieß es.

„Räthig wurde man bald die Sache zu versuchen. Böß könne das kaum gehen im bösesten Falle; aber nicht das erste Mal sei es, daß Menschen die schlimmsten Geister betrogen, und wenn sie selbst nichts wüßten, so fände wohl ein Priester Rath und Ausweg. Aber im finstern Gemüthe soll mancher gedacht haben, wie er später bekannte: gar viel Geld und Umtriebe wage er nicht eines ungetauften Kindes wegen.

„Als der Rath nach Christinens Sinn gefaßt wurde, da war es als ob alle Wirbelwinde über dem Hause

zusammenstießen, die Heere der wilden Jäger vorüberfausten; die Pfosten des Hauses wankten, die Balken bogen sich, Bäume splitterten am Hause, wie Speere auf einer Ritterbrust. Bläß wurden drinnen die Menschen, Grauen überfiel sie, aber den Rath lösten sie nicht; bei grauem Morgen begannen sie seine Ausführung.

„Schön und hell war der Morgen. Gewitter und Herenwert verschwunden, die Aerte hieben noch einmal so scharf als sonst, der Boden war locker und jede Buche fiel gerade wie man sie sonst haben wollte, kein Wagen brach mehr, das Vieh war willig und stark und die Menschen geschützt vor jedem Unfall, wie durch unsichtbare Hand. Nur eines war sonderbar. Unterhalb Sumiswald führte damals noch kein Weg ins hintere Thal; dort war noch Sumpf, den die zügellose Grüne bewässerte, man mußte den Stalden auf durchs Dorf fahren, an der Kirche vorbei.

„Sie fuhren wie an den frühern Tagen immer drei Züge auf einmal, um einander helfen zu können mit Rath, Kraft und Vieh, und hatten nun nur durch Sumiswald zu fahren, außerhalb des Dorfes den Kirchstalden ab, an dem eine kleine Kapelle stand; unterhalb desselben auf ebenem Wege hatten sie die Buchen abzulegen. Sobald sie den Stalden auf waren und auf ebenem Wege gegen die Kirche kamen, so ward das Gewicht der Wagen nicht leichter, sondern schwerer und schwerer, sie mußten Thiere vorspannen, so viele sie deren hatten, mußten unmenschlich auf sie schlagen, mußten selbst Hand an die Speichen legen, dazu scheuten die sanftesten Rosse, als ob etwas Unsichtbares vom Kirchhofe her ihnen im Wege stehe, und ein dumpfer Glockenton, fast wie der verirrte Schall einer fernem

Todtenglocke, kam von der Kirche her, daß ein eigenthümlich Grauen die stärksten Männer ergriff und jedesmal Menschen und Thiere bebten, wenn man gegen die Kirche kam. War man einmal vorbei, so konnte man ruhig fahren, ruhig abladen, ruhig zu frischer Ladung wieder gehen.

„Sechs Buchen lud man selbigen Tages neben einander ab an die abgeredete Stelle, sechs Buchen waren am folgenden Morgen zu Bärhegen oben gepflanzt, und durchs ganze Thal hin hatte Niemand eine Achse gehört, die sich umgedreht um ihre Spule, Niemand der Fuhrleute üblich Geschrei, der Pferde Wiehern, der Ochsen einförmig Gebrüll. Aber sechs Buchen standen oben, die konnte sehen, wer wollte, und es waren die sechs Buchen, die man unten an dem Stalden hingelegt hatte, und nicht andere.

„Da war das Staunen groß im ganzen Thale und die Neugierde regte sich bei Männiglich. Absonderlich die Ritter nahm es Wunder, welche Nacht die Bauern geschlossen und auf welche Weise die Buchen zur Stelle geschafft würden. Sie hätten gerne auf heidnische Weise den Bauern das Geheimniß ausgepreßt. Allein sie sahen bald, daß die Bauern auch nicht Alles wußten, da sie selbst halb erschrocken waren. Zudem wehrte der von Stoffeln. Dem war es nicht nur gleichgültig, wie die Buchen nach Bärhegen kommen, im Gegentheil, wenn nur die Buchen heraufkommen, so sah er gerne, daß die Bauern dabei geschont wurden. Er hatte wohl gesehen, daß der Spott der Ritter ihn zu einer Unbesonnenheit verleitet hatte, denn wenn die Bauern zu Grunde gingen, die Felder unbestellt blieben, so hatte die Herrschaft den größten Schaden dabei; allein was der von Stoffeln einmal gesagt hatte, dabei blieb es.

Die Erleichterung, welche die Bauern sich verschafft, war ihm daher ganz recht, und es war ihm auch ganz gleichgültig, ob sie dafür ihre Seelen verschrieben; denn was gingen ihm der Bauern Seelen an, wenn einmal der Tod ihre Leiber genommen. Er lachte jetzt über seine Ritter und schützte die Bauern vor ihrem Muthwillen. Diese wollten den Handel doch ergründen und sandten Knappen zur Wache; die fand man des Morgens halb todt in Gräben, wohin eine unsichtbare Hand sie geschleudert.

„Da zogen zwei Ritter hin nach Bärhegen; es waren kühne Degen, und wo ein Wagniß zu bestehen gewesen im Heidenland, da hatten sie es bestanden. Am Morgen fand man sie erstarrt am Boden, und als sie der Rede wieder mächtig waren, sagten sie, ein rother Ritter mit feuriger Lanze hätte sie niedergerannt. Hie und da konnte eine neugierige Weibseele sich nicht enthalten, wenn es Mitternacht war, durch eine Spalte oder Lucke nach dem Wege im Thale zu sehen. Als bald wehete ein giftiger Wind sie an; das Gesicht schwoh auf, Wochen lang konnte man weder Nase noch Augen sehen, den Mund mit Mühe finden. Da verging den Leuten das Spähen, und kein Auge sah mehr zu Thale, wenn Mitternacht über demselben lag.

„Einmal aber kam plötzlich einen Mann das Sterben an; er bedurfte des letzten Trostes, aber Niemand durfte den Priester holen, denn Mitternacht war nahe und der Weg führte am Rilschthalen vorbei. Da lief ein unschuldig Bübchen, Gott und Menschen lieb, aus Angst um den Vater ungeheißer Sumiswald zu. Als es gegen den Rilschthalen kam, sah er von dort die Buchen auffahren vom Boden, jede von zwei feurigen Eichhörnchen gezogen und nebenbei sah es reiten auf schwarzem Bocke einen grünen Mann, eine feurige Geißel

hatte er in der Hand, einen feurigen Bart im Gesichte, und auf dem Hute schwankte glutroth eine Feder. So sei der Zug gefahren hoch durch die Lüfte über alle Egg weg, und schnell wie ein Augenblick. Solches sah der Knabe, und Niemand that ihm was.

„Noch waren nicht drei Wochen vergangen, so stunden neunzig Buchen auf Bärhegen, machten einen schönen Schattengang, denn alle schlugen üppig aus, keine einzige verdorrte. Aber die Ritter und auch der von Stoffeln ergingen sich nicht oft darin, es wehte sie allemal ein heimlich Grauen an; sie hätten von der Sache lieber nichts mehr gewußt, aber Keiner machte ihr ein Ende, es tröstete ein Jeder sich: fehle es, so trage der Andere die Schuld.

„Den Bauern aber wohlete es mit jeder Buche, welche oben war, denn mit jeder Buche wuchs die Hoffnung, dem Herrn zu genügen, den Grünen zu betrügen; er hatte ja kein Unterpand, und war die Hundertste einmal oben, was frugen sie dann dem Grünen nach? Indessen waren sie der Sache noch nicht sicher; alle Tage fürchteten sie, er spiele ihnen einen Schabernack und lasse sie im Stiche. Am Urbanustage brachten sie ihm die lezten Buchen an den Kilchstalden und Alt und Jung schlief wenig in selber Nacht; man konnte fast nicht glauben, daß er ohne Umstände und ohne Kind oder Pfand die Arbeit vollende.

„Am folgenden Morgen, lange vor der Sonne, waren Alt und Jung auf den Beinen, in Allen regte sich die gleiche neugierige Angst; aber lange wagte sich Keiner auf den Platz, wo die Buchen lagen; man wußte nicht, lag dort eine Beize, für die, welche den Grünen betrügen wollten.

„Ein wilder Rührebub, der Ziger von der Alp gebracht, wagte es endlich, sprang voran und fand keine Buchen mehr, und keine Hinterlist that auf dem Blase sich kund. Noch trauten sie dem Spiele nicht; ihnen voraus mußte der Rührebub nach Bärhegen. Dort war Alles in der Ordnung, hundert Buchen standen in Reih und Glied, keine war verdorret, Keinem aus ihnen ließ das Gesicht auf, Keinem that ein Glied weh. Da stieg der Jubel hoch in ihren Herzen und viel Spott gegen den Grünen und gegen die Ritter floß. Zum dritten Mal sandten sie aus den wilden Rührebub und ließen dem von Stoffeln sagen: es sei auf Bärhegen nun Alles in der Ordnung, er möchte kommen und die Buchen zählen. Dem aber ward es graulich und er ließ ihnen sagen, sie sollten machen, daß sie heimkämen. Gerne hätte er ihnen sagen lassen, sie sollten den ganzen Schattengang wieder wegschaffen, aber er that es nicht, seiner Ritter wegen, es sollte nicht heißen, er fürchte sich; aber er wußte nicht um der Bauern Pacht und wer sich in den Handel mischen könnte.

„Als der Rührebub den Bescheid brachte, da schwellen die Herzen noch trotziger auf; die wilde Jugend tanzte im Schattengange, wildes Jodeln hallte von Klust zu Klust, von Berg zu Berg, hallte an den Mauern des Schlosses Sumiswald wieder. Bedächtige Alte warnten und baten, aber trotzig Herzen achten bedächtiger Alten Warnung nicht; wenn dann das Unglück da ist, so sollen es die Alten mit ihrem Ja-gen und Warnen herbeigezogen haben. Die Zeit ist noch nicht da, wo man es erkennt, daß der Troß das Unglück aus dem Boden stampft. Der Jubel zog sich über Berg und Thal in alle Häuser, und wo noch ei-

nes Fingers lang Fleisch im Rauche hing, da ward es gekocht, und wo noch eine Hand groß Butter im Hafen war, da wurde geküchelt.

„Das Fleisch ward gegessen, die Küchli schwanden, der Tag war veronnen, und ein anderer Tag stieg am Himmel auf. Immer näher kam der Tag, an welchem ein Weib ein Kind gebären sollte; und je näher der Tag kam, um so dringlicher ward die Angst wieder: der Erlöse werde sich wieder künden, fordern was ihm gehöre, oder ihnen eine Weize legen.

„Den Jammer jenes jungen Weibes, welches das Kind gebären sollte, wer will ihn ermessen? Im ganzen Hause tönte er wieder, ergriff nach und nach alle Glieder des Hauses, und Rath wußte Niemand, wohl aber, daß dem, mit dem man sich eingelassen, nicht zu trauen sei. Je näher die verhängnißvolle Stunde kam, um so näher drängte das arme Weibchen sich zu Gott, umklammerte nicht mit den Armen allein, sondern mit dem Leibe und der Seele und aus ganzem Gemüthe die heilige Mutter bittend um Schutz um ihres gebenedeiten Sohnes willen. Und ihr ward immer klarer, daß im Leben und Sterben in jeder Noth der größte Trost bei Gott sei, denn wo der sei, da dürfe der Böse nicht sein, und hätte keine Macht.

„Immer deutlicher trat der Glaube vor ihre Seele, daß wenn ein Priester des Herrn mit dem Allerheiligsten, dem heiligen Leibe des Erlösers bei der Geburt zugegen wäre, und bewaffnet mit kräftigen Bannsprüchen, so dürfte kein böser Geist sich nahen, und alsobald könnte der Priester das neugeborne Kind mit dem Sakramente der Taufe versehen, was die damalige Sitte erlaubte, dann wäre das arme Kind der Gefahr für immer ent-riffen, welche die Vermessenheit der Väter über dasselbe

gebracht. Dieser Glaube stieg auch bei den andern auf, und der Jammer der jungen Weiber ging ihnen zu Herzen, aber sie scheuten sich, dem Priester ihre Nacht mit dem Satan zu bekennen, und Niemand war seit-her zur Beichte gegangen, und Niemand hatte ihm Rede gestanden. Er war ein gar frommer Mann, selbst die Ritter des Schlosses trieben keinen Kurzweil mit ihm, denn er sagte ihnen die Wahrheit. Wenn einmal die Sache gethan sei, so könne er sie nicht mehr hindern, hatten die Bayern gedacht; aber jetzt war doch Niemand gern der Erste, der es ihm berichtete, das Gewissen sagte ihnen wohl warum?

„Endlich drang einem Weibe der Jammer zu Herzen; es lief hin und offenbarte dem Priester den Handel und des armen Weibes Wunsch. Gewaltig entsetzte sich der fromme Mann, aber mit leeren Worten verlor er die Zeit nicht; kühn trat er für eine arme Seele in den Kampf mit dem gewaltigen Widersacher. Er war einer von denen, die den härtesten Kampf nicht scheuen, weil sie gekrönt werden wollen mit der Krone des ewigen Lebens und weil sie wohl wissen, es werde Keiner gekrönt, er kämpfe dann recht.

„Uns Haus, in welchem das Weib ihrer Stunde harrte, zog er den heiligen Bann mit geweihtem Wasser, den böse Geister nicht überschreiten dürfen, segnete die Schwelle ein, die ganze Stube und ruhig gedat das Weib, und ungestört taufte der Priester das Kind. Ruhig blieb es auch draußen, am klaren Himmel flimmerten die hellen Sterne, leise Lüfte spielten in den Bäumen. Ein wihend Gelächter wollten die Einen gehört haben von ferne her; die Andern aber meinten, es seien nur die Käuzlein gewesen an des Waldes Saum.

„Alle, die da waren aber freuten sich höchlich, und alle Angst war verschwunden, auf immer wie sie meinten; hätten sie den Grünen einmal angeführt, so könnten sie es immer thun mit dem gleichen Mittel.

„Ein großes Mahl ward zugerichtet, weit her wurden die Gäste entboten. Umsonst mahnte der Priester des Herrn von Schmaus und Jubel ab, mahnte zu zagen und zu beten, denn noch sei der Feind nicht besiegt, Gott nicht gesühnt. Es sei ihm im Geiste, als dürfe er ihnen keine Buße zur Sühnung auferlegen, als nahe sich eine Buße gewaltig und schwer aus Gottes selbsteigener Hand. Aber sie hörten ihn nicht, wollten ihn befriedigen mit Speise und Trank. Er aber ging betrübt weg, bat für die, welche nicht wüßten, was sie thäten, und rüstete sich mit Beten und Fasten zu kämpfen als ein getreuer Hirt für die anvertraute Herde.

„Mitten unter den Jubelstrenden ist auch Christine gefessen, aber sonderbar stille mit glühenden Wangen, düstern Augen, seltsam sah man es zucken in ihrem Gesichte. Christine war bei der Geburt zugegen gewesen als erfahrene Wehmutter, war bei der plötzlichen Taufe zu Gevatter gestanden mit frechem Herzen ohne Furcht, aber wie der Priester das Wasser sprengte über das Kind und es taufte in den drei höchsten Namen, da war es ihr, als drucke man ihr plötzlich ein feurig Eisen auf die Stelle, wo sie des Grünen Kuß empfangen. In jähem Schrecken war sie zusammen gezuckt, das Kind fast zur Erde gefallen und seither hatte der Schmerz nicht abgenommen, sondern ward glühender von Stunde zu Stunde. Anfangs war sie stille gefessen, hatte den Schmerz erdrückt und heimlich die schweren Gedanken gewälzet in ihrer erwachten Seele, aber immer häufiger fuhr sie mit der Hand nach

dem brennenden Fleck, auf dem ihr eine giftige Wespe zu sitzen schien, die ihr einen glühenden Stachel bohre bis ins Mark hinein. Als keine Wespe zu verjagen war, die Stiche immer heißer wurden, die Gedanken immer schrecklicher, da begann Christine ihre Wange zu zeigen, zu fragen, was darauf zu sehen sei, und immer von Neuem frug Christine, aber Niemand sah etwas, und bald mochte Niemand mehr mit dem Spähen auf den Wangen die Lust sich kürzen. Endlich konnte sie noch ein altes Weib erbitten; eben krähte der Hahn, der Morgen graute, da sah die Alte auf Christinens Wange einen fast unsichtbaren Fleck. Es sei nichts, sagte die Alte, das werde schon vergehen, und ging weiter.

„Und Christine wollte sich trösten, es sei nichts und werde bald vergehen; aber die Pein nahm nicht ab und unmerklich wuchs der kleine Punkt und alle sahen ihn und frugen sie: was es da schwarzes gebe in ihrem Gesichte? Sie dachten nichts besonders, aber die Reden fuhren ihr wie Stiche ins Herz, weckten die schweren Gedanken wieder auf, und immer und immer mußte sie denken, daß auf den gleichen Fleck der Grime sie geküßt, und daß die gleiche Blut, die damals wie ein Blitz durch ihr Gebein gefahren, jetzt bleibend in demselben brenne und zehre. So wich der Schlaf von ihr, das Essen schmeckte ihr wie Feuerbrand, unstät lief sie hiehin, dorthin, suchte Trost und fand keinen, denn der Schmerz wuchs immer noch, und der schwarze Punkt ward größer und schwärzer; einzelne dunkle Streifen liefen von ihm aus, und nach dem Munde hin schien sich auf dem runden Flecke ein Höcker zu pflanzen.

„So litt und lief Christine manchen langen Tag und manche lange Nacht, und hatte keinem Menschen die

Angst ihres Herzens geoffenbaret, und was sie vom Grünen auf diese Stelle erhalten; aber wenn sie gewußt hätte, auf welche Weise sie dieser Pein los werden könnte, sie hätte Alles im Himmel und auf Erden geopfert. Sie war von Natur ein vermessenes Weib, jetzt aber ganz erwidet in wüthendem Schmerz.

„Da geschah es, daß wiederum ein Weib ein Kind erwartete. Diesmal war die Angst nicht groß, die Leute wohlgenuth, sobald sie zu rechter Zeit für den Priester sorgten, meinten sie, des Grünen spotten zu können. Nur Christine war es nicht so. Je näher der Tag der Geburt kam, desto schrecklicher ward der Brand auf ihrer Wange, desto mächtiger dehnte der schwarze Punkt sich aus; deutliche Beine streckte er von sich aus, kurze Haare trieb er empor, glänzende Punkte und Streifen erschienen auf seinem Rücken, und zum Kopfe ward der Höcker, und glänzend und giftig bligte es aus demselben, wie aus zwei Augen hervor. Laut aufschrien Alle, wenn sie die giftige Kreuzspinne sahen auf Christines Gesicht, und voll Angst und Grauen flohen sie, wenn sie sahen, wie sie fest saß im Gesichte aus demselben herausgewachsen. Allerlei redeten die Leute, der Eine rieth dieß, der Andere ein anderes, aber Alle mochten Christine gönnen, was es auch sein mochte, und Alle wichen ihr aus, und flohen sie, wo es nur möglich war. Je mehr die Leute flohen, desto mehr trieb es Christine ihnen nach; sie fuhr von Haus zu Haus; sie fühlte wohl der Teufel mahne sie an das verheißene Kind, und um das Opfer den Leuten einzureden mit unumwundenen Worten, fuhr sie ihnen nach in Hölleangst. Aber das kümmerte die Andern wenig; was Christine peinigte, that ihnen nicht weh; was sie litt, hatte, nach ihrer Meinung, sie verschul-

det, und weil sie ihr nicht mehr entrinnen konnten, so sagten sie zu ihr: „Da siehe du zu. Keiner hat ein Kind verheissen, darum gibt auch Keiner eins.“ Mit wüthender Rede setzte sie dem eigenen Manne zu. Dieser floh wie die Andern, und wenn er nicht mehr fliehen konnte, so sprach er Christine kaltblütig zu, das werde schon bessern, das sei ein Malzeichen, wie gar viele deren hätten, wenn es einmal ausgewachsen sei, so höre der Schmerz auf und leicht sei es dann abzubinden.

„Unterdessen aber hörte der Schmerz nicht auf, jedes Bein ward ein Höllebrand, der Spinne Leib die Hölle selbst, und als des Weibes erwartete Stunde kam, da war es Christine als umwalle sie ein Feuermeer, als wühlten feurige Messer in ihrem Mark, als führen feurige Wirbelwinde durch ihr Gehirn. Die Spinne aber schwoh an, bäumte sich auf, und zwischen den kurzen Borsten hervor quollen giftig ihre Augen. Als Christine in ihrer glühenden Bein nirgends Theilnahme, die Kreisende wohl bewacht fand, da stürzte sie einer Wirbelsinnigen gleich den Weg entlang, den der Priester kommen mußte.

„Raschen Schrittes kam derselbe der Halbe entlang, begleitet vom handfesten Sigrift; die heiße Sonne und der steile Weg hemmten die Schritte nicht, denn es galt eine Seele zu retten, ein unendlich Unglück zu wenden, und von entferntem Kranken kommend, bangte dem Priester vor schrecklicher Säumniß. Verzweifelt warf Christine sich ihm in den Weg, umfasste seine Knie, bat um Lösung aus ihrer Hölle, um das Opfer des Kindes, das noch kein Leben kenne, und die Spinne schwoh noch höher auf, funkelte schrecklich schwarz in Christines roth angelaufenem Gesichte und mit gräßlichen Blicken glogte sie nach des Priesters heiligen

Geräthen und Zeichen. Dieser aber schob Christine rasch zur Seite, und schlug das heilige Zeichen; er sah da den Feind wohl, aber er ließ den Kampf, um eine Seele zu retten. Christine aber fuhr auf, stürmte ihm nach und versuchte das Aeußerste; doch des Sigristen starke Hand hielt das wüthende Weib vom Priester ab und zur Zeit noch konnte er das Haus schützen, in geweihte Hände das Kind empfangen und in die Hände dessen legen, den die Hölle nie überwältigt. Draußen hatte unterdessen Christine einen schrecklichen Kampf gekämpft. Sie wollte das Kind ungetauft in ihre Hände, wollte hinein ins Haus, aber starke Männer wehrten es.

„Windstöße stießen an das Haus, der fahle Blitz umzingelte es, aber die Hand des Herrn war über ihm; es wurde das Kind getauft und Christine umkreiste vergeblich und machtlos das Haus. Von immer wilderer Höllequal ergriffen stieß sie Töne aus, die nicht Tönen gleichen einer Menschenbrust; das Vieh schlotterte in den Ställen und riß von den Stricken; die Eichen im Walde rauschten auf, sich entsetzend.

„Im Hause begann der Jubel über den neuen Sieg, des Grünen Ohnmacht, seiner Helfershelferin vergeblich Ringen; draußen aber lag Christine von entsetzlicher Pein zu Boden geworfen, und in ihrem feurigen Gesichte begannen Wehen zu kreisen, wie sie noch keine Wöchnerin erfahren auf Erden, und die Spinne im Gesichte schwoh immer höher auf und brannte immer glühender durch ihr Gebein.

„Da war es Christine, als ob plötzlich das Gesicht ihr plage, als ob glühende Kohlen geboren würden in demselben, lebendig würden, ihr gramsetzten über das Gesicht weg, über alle Glieder weg, als ob alles an ihr lebendig würde und glühend gramste über den

ganzen Leib weg. Da sah sie in der Blitze fahlem Scheine langbeinig giftig, unzählbare schwarze Spinnen laufen über ihre Glieder, hinaus in die Nacht, und den entschwindenen liefen langbeinig giftig, unzählbare andere nach. Endlich sah sie keine mehr den frühern folgen, der Brand im Gesichte legte sich, die Spinne ließ sich nieder, ward zum fast unsichtbaren Punkte wieder, schaute mit erlöschenden Augen ihrer Höllebrut nach, die sie geboren hatte, und ausgesandt, zum Zeichen, wie der Grüne mit sich spaffen lasse.

„Matt, einer Wöchnerin gleich, schlich Christine nach Hause, wenn schon die Blut so heiß nicht mehr brannte auf dem Gesichte, die Blut im Herzen hatte nicht abgenommen; wenn schon die matten Glieder nach Ruhe sich sehnten, der Grüne ließ ihr keine Ruhe mehr; wenn er einmal hat, dem macht er es so.

„Drinnen im Hause aber da jubelten sie und freuten sich, und hörten lange nicht, wie das Vieh brüllte und tobte im Stalle. Endlich fuhren sie doch auf, man ging nachzusehen, schreckensblaß kamen die wieder, die gegangen waren, und brachten die Kunde, die schönste Kuh liege todt, die Uebrigen tobten und wütheten, wie sie es nie gesehen. Da sei es nicht richtig, etwas Absonderliches walte da. Da verstummte der Jubel, Alles lief nach dem Vieh, dessen Gebrüll erscholl über Berg und Thal, aber Keiner hatte Rath. Gegen den Zauber versuchte man weltliche und geistliche Künste; aber alle umsonst; ehe noch der Tag graute, hatte der Tod das sämmtliche Vieh im Stalle gestreckt. Wie es aber hier stumm wurde, so begann es da zu brüllen und dort zu brüllen; die da waren, hörten wie in ihre Ställe die Noth gebrochen, wehlich das Vieh seine Meister zu Hülfe rief in seiner grausen Angst.

„Als ob die Flamme aus ihrem Dache schlüge eilten sie heim, aber Hülfe brachten sie keine; hier wie dort streckte der Tod das Vieh; Wehgeschrei von Menschen und Thieren erfüllten Berge und Thäler, und die Sonne, welche das Thal so fröhlich verlassen, sah in entsetzlichem Jammer hinein. Als die Sonne schien, sahen endlich die Menschen, wie es in den Ställen, in denen das Vieh gefallen war, wimmelte von zahllosen schwarzen Spinnen. Diese krochen über das Vieh, das Futter, und was sie berührten, war vergiftet, und was lebendig war, begann zu toben, ward bald vom Tode gestreckt. Von diesen Spinnen konnte man keinen Stall, in dem sie waren, säubern, es war als wüchsen sie aus dem Boden heraus; konnte keinen Stall, in dem sie noch nicht waren, vor ihnen behüten, unversehens krochen sie aus allen Wänden, fielen Haufenweise von der Diele. Man trieb das Vieh auf die Weiden, man trieb es nur dem Tode in den Rachen.“ Denn wie eine Kuh auf eine Weide den Fuß setzte, so begann es lebendig zu werden am Boden, schwarze lange Spinnen sproßten auf, schreckliche Alpenblumen, krochen auf am Vieh, und ein fürchterlich wehlich Geschrei erschallt von den Bergen nieder zu Thale. Und alle diese Spinnen sahen der Spinne auf Christinens Gesicht ähnlich wie Kinder der Mutter, und solche hatte man noch keine gesehen.

„Das Geschrei der armen Thiere war auch zum Schlosse gedrungen, und bald kamen ihm auch Hirten nach, verkündend, daß ihr Vieh gefallen von den giftigen Thieren, und in immer höherm Zorne vernahm der von Stoffeln, wie Herde um Herde verloren gegangen, vernahm, welchen Nacht man mit dem Grünen gehabt, wie man ihn zum zweitemmale betrogen

und daß die Spinnen so ähnlich seien wie Kinder der Mutter, der Spinne in der Lindauerin Gesicht, die mit dem Grünen den Bund gemacht alleine, und nie rechten Bericht darüber gegeben. Da ritt der von Stofeln in grimmem Zorn den Berg hinauf und donnerte die Armen an, daß er nicht um ihrerwillen Herde um Herde verlieren wolle, um was er geschädigt worden, müßten sie ersen, und was sie versprochen, das müßten sie halten, was sie freiwillig gethan, das müßten sie tragen. Schaden leiden ihrerwegen wolle er nicht, oder lebe er, so müßten sie ihn büßen tausendfältig. Sie könnten sich vorsehen. So redete er zu ihnen, unbekümmert um das, was er ihnen zumuthete, und daß er sie dazu getrieben, fiel ihm nicht bei, und was sie gethan, rechnete er ihnen zu.

„Den Meisten schon war es aufgedämmert, daß die Spinnen eine Plage des Bösen seien, eine Mahnung, den Pacht zu halten, und daß Christine Näheres darum wissen müßte, ihnen nicht Alles gesagt hätte, was sie mit dem Grünen verhandelt. Nun zitterten sie wieder vor dem Grünen, lachten seiner nicht mehr, zitterten vor ihrem weltlichen Herren; und wenn sie jenen befriedigten, was sagte der geistliche Herr dazu, erlaubte er es, und hätte dann der keine Buße für sie? So in der Angst versammelten sich die Angesehensten in einsamer Scheuer, und Christine mußte kommen und klaren Bescheid geben, was sie eigentlich verhandelt.

„Christine kam verwildert, rachebursig, aufs neue von der wachsenden Spinne gefoltert.

„Als sie das Jagen der Männer sah und keine Weiber, da erzählte sie Punktum, was ihr begegnet: wie der Grüne sie schnell beim Worte genommen und ihr zum Pfande einen Kuß gegeben, den sie nicht mehr

geachtet als andere. Wie ihr jetzt auf selbigem Fleck die Spinne gewachsen sei unter Höllepein vom Augenblicke an, als man das erste Kind getauft. Wie die Spinne, eben als man das zweite Kind getauft und den Grünen genarrt, unter Höllepein die Spinnen geboren in ungemessener Zahl; denn narren lasse er sich nicht ungestraft, wie sie es fühle in tausendfachen Todeschmerzen. Jetzt wachse die Spinne wieder, die Bein mehre sich, und wenn das nächste Kind nicht des Grünen werde, so wisse Niemand, wie gräßlich die einbrechende Plage sei, wie gräßlich des Ritters Rache.

„So erzählte Christine und die Herzen der Männer bebten, und lange wollte Keiner reden. Nach und nach kamen aus den angstgepreßten Kehlen abgebrochene Laute hervor, und wenn man sie zusammensetzte, so meinten sie gerade was Christine meinte, aber kein Einzelner hatte seine Einwilligung gegeben in ihren Rath. Nur einer stand auf und redete kurz und deutlich: das Beste schiene ihm, Christine todt zu schlagen, sei einmal die todt, so könnte der Grüne an der Todten sich halten, hätte keine Handhabe mehr an den Lebendigen. Da lachte Christine wild auf, trat ihm unter das Gesicht und sagte: er solle zuschlagen, ihr sei es recht, aber der Grüne wolle nicht sie, sondern ein ungetauft Kind, und wie er sie gezeichnet, eben so gut könne er die Hand zeichnen, die an ihr sich vergreife. Da zuckte es in des Mannes Hand, der allein geredet, er setzte sich und hörte schweigend dem Rathe der Andern. Und abgebrochen, wo Keiner Alles sagte, sondern Jeder nur etwas, das wenig bedeuten sollte, kam man überein, das nächste Kind zu opfern, aber Keiner wollte seine Hand bieten dazu, Niemand das Kind an den Kilchstalden tragen, wo man die

Bücher hingelegt hatte. Zum allgemeinen Besten, wie sie meinten, den Teufel zu brauchen, hatte Keiner sich gescheut, aber persönliche Bekanntschaft mit ihm zu machen begehrte Keiner. Da erbot sich Christine willig dazu; denn hat man einmal mit dem Teufel zu thun gehabt, so kann es das zweite Mal wenig mehr schaden. Man wußte wohl, wer das nächste Kind gebären sollte, aber man redete nichts davon und der Vater desselben war nicht zugegen.

„Verständigt mit und ohne Worte, ging man auseinander.

„Das junge Weib, welches in jener grauenvollen Nacht, wo Christine Bericht vom Grünen brachte, gejaget und geweinet hatte, sie wußte damals nicht warum, erwartete nun das nächste Kind. Die frühern Vorgänge machten sie nicht getrost und zuversichtlich; eine unnennbare Angst lag auf ihrem Herzen, sie konnte sie weder mit Beten noch Beichten wegbringen. Ein verdächtiges Schweigen schien ihr, sie zu umzingeln, Niemand sprach von der Spinne mehr; verdächtig schienen ihr alle Augen, die auf ihr ruhten, schienen ihr zu berechnen die Stunde, in welcher sie ihres Kindes habhaft werden, den Teufel versöhnen könnten.

„So einsam und verlassen fühlte sie sich gegen die unheimliche Macht um sich; keinen Beistand hatte sie als ihre Schwiegermutter, eine fromme Frau, die zu ihr stand, aber was vermag eine alte Frau gegen eine wilde Menge. Sie hatte ihren Mann; der hatte alles Gute wohl versprochen; aber wie jammerte der um sein Vieh und gedachte so wenig des armen Weibes Angst! Es hatte der Priester verheißt, zu kommen, so schnell und so früh zu kommen als man ihn verlange, aber was konnte begegnen vom Augenblicke

an, da man gesandt, bis daß er kam, und das arme Weib hatte keinen zu verlässigern Boten als den eignen Mann, der ihm Schutz und Wache sein sollte; und sie wohnte dazu noch mit Christine in einem Hause und ihre Männer waren Brüder und keine eigenen Verwandte hatte sie; als Waise war sie ins Haus gekommen! Man kann sich des armen Weibes Herzensangst denken, nur im Beten mit der frommen Mutter fand sie einiges Vertrauen, das allsobald wieder schwand, sobald sie in die bösen Augen sah.

„Unterdeffen war die Krankheit noch immer da; sie unterhielt den Schrecken. Freilich nur hie und da fiel ein Stück, nur selten zeigten sich die Spinnen. Aber sobald bei Jemand der Schreck nachließ, sobald irgend einer dachte oder sagte: das Uebel lasse von selbst nach und man sollte sich wohl bedenken, ehe man an einem Kinde sich versündigt, so nahm Christinens Höllepein zu, die Spinne blähte sich hoch auf, und dem der so gebacht oder geredet, kehrte mit neuer Wuth der Tod in seine Herde ein. Je näher die erwartete Stunde kam, um so mehr schlen die Noth wieder zuzunehmen, und sie erkannten, daß sie bestimmte Abrede treffen mußten, wie sie des Kindes sicher und sonder Fehl sich beulächlichen könnten. Den Mann fürchteten sie am meisten, und Gewalt gegen ihn zu brauchen, war ihnen zuwider. Da übernahm Christine ihn zu gewinnen, und sie gewann ihn. Er wollte um die Sache nicht wissen, seinem Weibe zu Willen sein, den Priester holen, aber nicht eilen, und was in seiner Abwesenheit vorgehe, darnach wolle er nicht fragen; so fand er sich mit seinem Gewissen ab; mit Gott wollte er sich durch Messen abfinden, und für des armen Kindes Seele sei vielleicht auch noch etwas zu thun, dachte er, vielleicht

gewinne der fromme Priester es dem Teufel wieder ab, dann seien sie aus dem Handel, hatten das Ihre gethan und den Bösen doch geprellt. So dachte der Mann, und jedenfalls, es möge nun gehen, wie es wolle, so hätte er an der ganzen Sache keine Schuld, sobald er nicht mit selbst eigenen Händen dabei thätig sei.

„So war das arme Weibchen verkauft, und wußte es nicht, hoffte mit Bangen nach Rettung; und beschlossen im Rathe der Menschen war der Stoß in sein Herz — aber was der droben beschlossen hatte, das deckten noch die Wolken, die vor der Zukunft liegen.

„Es war ein gewitterhaftes Jahr und die Erndte gekommen; alle Kräfte wurden angespannt, um in den heitern Stunden das Korn unter das sichere Dach zu bringen. Es war ein heißer Nachmittag, schwarze Häupter streckten die Wolken über die dunkeln Berge empor, ängstlich ums Dach flatterten die Schwalben, und dem armen Weibchen ward so eng und bang allein im Hause, denn selbst die Großmutter war draußen auf dem Acker zu helfen mit dem Willen mehr als mit der That. Da zuckte zweischneidend der Schmerz ihr durch Mark und Bein, es dunkelte vor ihren Augen, sie fühlte das Nahen ihrer Stunde, und war allein. Die Angst trieb sie aus dem Hause; schwerfällig schritt sie dem Acker zu, aber bald mußte sie sich niedersetzen; sie wollte in die Ferne die Stimme schicken, aber diese wollte nicht aus der beklemmten Brust. Bei ihr war ein klein Bübchen, das erst seine Beinchen brauchen lernte, das nie noch auf eignen Beinen auf dem Acker gewesen war, sondern nur auf der Mutter Arm. Dieses Bübchen mußte das arme Weib als

ihren Boten brauchen, wußte nicht, ob es den Acker finden, ob seine Beinchen dahin es tragen würden. Aber das treue Bübchen sah, in welcher Angst die Mutter war, und lief und fiel und stand wieder auf, und die Kaze jagte seine Kaninchen, Tauben und Hühner liefen ihm um die Füße, stoßend und spielend sprang sein Lamm ihm nach; aber das Bübchen sah Alles nicht, ließ sich nicht säumen und richtete treulich seine Botschaft aus.

„Athemlos erschien die Großmutter, aber der Mann säumte; nur das Fuder solle er noch ausladen, hieß es. Eine Ewigkeit verstrich, endlich kam er, und wiederum verstrich eine Ewigkeit, endlich ging er langsam auf den langen Weg, und in Todesangst fühlte das arme Weib, wie ihre Stunde schneller und schneller nahte.

„Frohlockend hatte Christine draußen auf dem Acker Allem zugesehen. Heiß brannte wohl die Sonne zu der schweren Arbeit, aber die Spinne brannte fast gar nicht mehr und leicht schlen ihr der Gang in den nächsten Stunden. Sie trieb fröhlich die Arbeit und eilte mit dem Heimgehn nicht, wußte sie doch, wie langsam der Bote war. Erst als die letzte Garbe geladen war, und Windstöße das nahe Gewitter verkündeten, eilte Christine ihrer Beute zu, die ihr gesichert war; so meinte sie. Und als sie heimging, da winkte sie bedeutungsvoll manchem Begegnenden; sie nickten ihr zu, trugen rasch die Botschaft heim; da schlotterte manches Knie und manche Seele wollte beten in unwillkürlicher Angst, aber sie konnte nicht.

„Drimmen im Stübchen wimmerte das arme Weib und zu Ewigkeiten wurden die Minuten, und die Großmutter vermochte den Jammer nicht zu stillen, mit Beten und Trösten. Sie hatte das Stübchen wohl

verschlossen und schweres Geräthe vor die Thüre gestellt. So lange sie allein im Hause waren, war es noch dabei zu sein, aber als sie Christine heimkommen sahen, als sie schleichende Tritte an der Thüre hörten, als sie draussen noch manch andern Tritt hörten und heimliches Flüstern, kein Priester sich zeigte, kein anderer treuer Mensch, und näher und näher der sonst so ersehnte Augenblick trat, da kann man sich denken, in welcher Angst die armen Weiber schwammen, wie in siedendem Oele, ohne Hülfe und ohne Hoffnung. Sie hörten, wie Christine nicht von der Thüre wich; es fühlte das arme Weib ihrer wilden Schwägerin feurige Augen durch die Thüre hindurch, und sie brannten sie durch Leib und Seele. Da wimmerte das erste Lebenszeichen eines Kindes durch die Thüre, unterdrückt so schnell als möglich, aber zu spät. Die Thüre flog auf von wüthendem vorbereiteten Stosse, und wie auf seinen Raub der Tiger stürzt, stürzt Christine auf die arme Wöchnerin. Die alte Frau, die dem Sturm sich entgegenwirft, fällt nieder; in heiliger Mutterangst rafft die Wöchnerin sich auf, aber der schwache Leib bricht zusammen, in Christinens Händen ist das Kind; ein gräßlicher Schrei bricht aus dem Herzen der Mutter, dann hüllt sie in schwarzen Schatten die Ohnmacht.

„Zagen und Grauen ergriff die Männer, als Christine mit dem geraubten Kinde heraus kam. Das Ahnen einer grausen Zukunft ging ihnen auf, aber keiner hatte Muth, die That zu hemmen, und die Furcht vor des Teufels Plagen war stärker, als die Furcht vor Gott. Nur Christine jagte nicht; glühend leuchtete ihr Gesicht, wie es dem Sieger leuchtet nach überstandnem Kampfe; es war ihr, als ob die Spinne in sanftem Juden ihr liebevole; die Blitze, die auf ihrem Wege zum

Richtstaben sie umzüngelten, schienen ihr fröhliche Richter, der Donner ein zärtlich Grollen, ein lieblich Schulfeln der radeschnaubende Sturm.

„Hans, des armen Weibes Mann, hatte sein Versprechen nur zu gut gehalten. Langsam war er seines Weges gegangen, hatte bedächtig jeden Acker beschaut, jedem Vogel nachgesehen, den Fischen im Bache abgewartet, wie sie sprangen und Rücken singen vor dem eintretenden Gewitter. Dann juckte er vorwärts, rasche Schritte that er, einen Ansaß zum Springen nahm er; es war etwas in ihm, das ihn jagte, das ihm die Haare auf dem Kopfe emportrieb; es war das Gewissen, das ihm sagte, was ein Vater verdiene, der Weib und Kind verrathe; es war die Liebe, die er doch noch hatte zu seinem Weibe und seiner Leibesfrucht. Aber dann hielt ihn wieder ein anderes, und das war stärker als das erste, es war die Furcht vor den Menschen, die Furcht vor dem Teufel und die Liebe zu dem, was dieser ihm nehmen konnte. Dann ging er wieder langsamer, langsam wie ein Mensch, der seinen letzten Gang thut, der zu seiner Richtstätte geht. Vielleicht war es auch so; weiß doch gar mancher Mensch nicht, daß er den letzten Gang thut; wenn er es wüßte, er thäte ihn nicht, oder anders.

„So war es spät geworden, ehe er auf Sumiswald kam. Schwarze Wolken jagten über den Münneberg her; schwere Tropfen fielen, versengten im Staube, und dumpf begann das Glöcklein im Thurme die Menschen zu mahnen, daß sie denken möchten an Gott und ihn bitten, daß er sein Gewitter nicht zum Gerichte werden lasse über sie. Vor seinem Hause stand der Priester, zu jeglichem Gange gerüstet, damit er bereit sei, wenn sein Herr, der über seinem Haupte daher

fuhr, zu einem Sterbenden oder einem brennenden Hause oder sonst wohin ihn rufe. Als er Hans kommen sah, erkannte er den Ruf zum schweren Gange, schürzte sein Gewand und sandte Botschaft seinem läutenden Sigrift, daß er sich ablösen lasse am Glockenstrang und sich einfinde zu seinem Begleit. Unterdessen stellte er Hans einen Labetrunk vor, so wohlthätig nach raschem Laufe in schwüler Luft, dessen Hans nicht bedürftig war; der Priester ahndete die Tücke des Menschen nicht. Bedächtig labte sich Hans. Zögernd fand der Sigrift sich ein, und nahm gerne Theil an dem Tranke, den Hans ihm bot. Gerüstet stand vor ihnen der Priester, verschmähend jeden Trank, den er zu solchem Gang und Kampf nicht bedurfte. Er hieß ungerne von der Kanne weggehen, die er aufgestellt, ungerne verletzte er die Rechte des Gastes; aber er kannte ein Recht, das höher war als das Gastrecht, das säumige Trinken fuhr ihm zornig durch die Glieder.

„Er sei fertig, sagte er endlich, ein bekümmert Weib harre, und über ihm sei eine grauenvolle Unthat, und zwischen das Weib und die Unthat müßte er stehen mit heiligen Waffen, darum sollten sie nicht säumen, sondern kommen, droben werde wohl noch etwas sein, für den, der den Durst hier unten nicht gelöscht. Da sprach Hans, des harrenden Weibes Mann: es esse nicht so sehr, bei seinem Weibe gehe jede Sache schwer. Und alsobald flammte ein Blitz in die Stube, daß Alle geblendet waren, und ein Donner brach los überm Hause, daß jeder Pfosten am Hause, jedes Glied im Hause bebte. Da sprach der Sigrift, als er seinen Segenspruch vollendet: Hört wie es macht draußen, und der Himmel hat selbst bestätigt, was Hans gesagt, daß wir warten sollen, und was nützte es, wenn wir

gingen, lebendig kämen wir doch nimmer hinauf, und er selbst hat ja gesagt, daß es bei seinem Weibe nicht solche Eile habe. Und allerdings stürmte ein Gewitter daher, wie man in Menschengedenken nicht oft erlebt. Aus allen Schländen und Gründen stürmte es heran, stürmte von allen Seiten, von allen Winden getrieben über Sumiswald zusammen; und jede Wolke ward zum Kriegesheer und eine Wolke stürmte an die andere, eine Wolke wollte der andern Leben, und eine Wolfenschlacht begann und das Gewitter stund, und Blitz auf Blitz ward entbunden, und Blitz auf Blitz schlug zur Erde nieder, als ob sie sich einen Durchgang bahnen wollten durch der Erde Mitte auf der Erde andere Seite. Ohne Unterlaß brüllte der Donner, zornesvoll heulte der Sturm, geborsten war der Wolken Schooß, Fluthen stürzten nieder, aber seiner Gefährten wegen zauderte er. Als so plötzlich und gewaltig die Wolfenschlacht losbrach, da hatte der Priester dem Sigriften nicht geantwortet, aber sich nicht niedergesetzt, und ein immersteigendes Bangen ergriff ihn, ein Drang kam ihn an, sich hinauszustürzen in der Elemente Loben; da ward ihm als höre er durch des Donners schreckliche Stimme eines Weibes markdurchschneidenden Wehruf; der Donner ward ihm plötzlich zu Gottes schrecklichem Scheltwort seiner Säumniß; er machte sich auf, was auch die beiden andern sagen mochten. Er schritt, gefaßt auf Alles, hinaus in die feurigen Wetter, in des Sturmes Wuth, der Wolken Fluth; langsam, unwillig kamen die Beiden ihm nach.

„Es fauste und brauste und tosete, als sollten diese Töne zusammenschmelzen zur letzten Posaune, die der Welten Untergang verkündet, und feurige Garben fielen über das Dorf, als sollte jede Hütte ausflammen; aber

der Diener dessen, der dem Donner seine Stimme gibt und den Blitz zu seinem Knechte hat, hat sich vor diesem Mitknechte des gleichen Herrn nicht zu fürchten, und wer auf Gottes Wegen geht, kann getrost Gottes Wettern das Seine überlassen. Darum schritt der Priester unerschrocken durch die Wetter dem Kirchstalden zu. Aber nicht in gleichem Muth folgten ihm die andern, denn nicht am gleichen Orte war ihr Herz; sie wollten nicht den Kirchstalden ab, nicht in solchem Wetter, nicht in später Nacht, und Hans hatte noch einen besondern Grund, warum er nicht wollte. Sie baten den Priester umzukehren, auf andern Wegen zu gehen, Hans wußte nähere, der Sigrift bessere, beide warnten vor den Wassern im Thale, der aufgeschwollenen Grüne. Aber der Priester hörte nicht, achtete ihrer Rede nicht; von einem wunderbaren Drange getrieben, eilte er auf den Flügeln des Gebetes dem Kirchstalden zu, sein Fuß stieß an keinen Stein, sein Auge ward durch keinen Blitz geblendet; bebend und weit hinter ihm, gedeckt, wie sie meinten, durch das Heiligste, das der Priester selbst trug, folgten Hans und der Sigrift ihm nach.

„Als sie aber hinaus kamen vor das Dorf, wo ins Thal hinunter der Stalden sich senkt, da steht der Priester plötzlich still und schirmt mit der Hand die Augen. Unterhalb der Kapelle schimmert in des Blitzes Schein eine rothe Feder, und des Priesters scharfes Auge sieht aus grünem Haage hervorragen ein schwarzes Haupt, und auf diesem schwankt die rothe Feder. Und wie er noch länger schaut, sieht er am jenseitigen Abhange in schnellstem Laufe, wie gejagt von des Windes wildstem Stöße, daher fliegen etne wilde Gestalt dem dunkeln Haupte zu, auf dem einer Fahne gleich die rothe Feder schwankte.

„Da loberte im Priester auf der heilige Kampfesdrang, der, den Bösen ahnend, über die kömmt, die Gott geweihten Herzens sind, wie der Trieb über das Samenforn kömmt, wenn das Leben in dasselbe dringt, wie er in die Blume dringt, wenn sie sich entfalten soll, wie er über den Helden kömmt, wenn sein Feind das Schwert erhebt. Und wie der Lechzende in des Stromes kühle Fluth, wie der Held zur Schlacht, stürzte der Priester den Stalben nieder, stürzte zum kühnsten Kampf, drang zwischen den Grünen und Christine, die eben das Kindlein in des andern Arme legen wollte, mitten hinein, schmetterte zwischen sie die drei höchsten heiligen Namen, hält das Heiligste dem Grünen ans Gesicht, sprengt heiliges Wasser über das Kind und trifft Christine zugleich. Da fährt mit fürchterlichem Wehegeheul der Grüne von dannen, wie ein glutrother Streifen zuckt er dahin, bis die Erde ihn verschlingt; vom geweihten Wasser berührt, schrumpft mit entseflichem Zischen Christine zusammen, wie Wolle im Feuer, wie Kalk im Wasser, schrumpft zischend, Flammen sprühend zusammen, bis auf die schwarze, hochaufgeschwollene, grauenvolle Spinne in ihrem Gesichte, schrumpft mit dieser zusammen, zischt in diese hinein, und diese sitzt nun giftstropfend trotzig mitten auf dem Kinde, und sprüht aus ihren Augen zornige Blide dem Priester entgegen. Dieser sprengt ihr Weihwasser entgegen, es zischt wie auf heißem Steine gewöhnliches Wasser; immer größer wird die Spinne, streckt immer weiter ihre schwarzen Beine aus über das Kind, glogt immer giftiger den Priester an; da faßt dieser in feuriger Glaubenswuth nach ihr mit kühner Hand. Es ist als wenn er griffe in glühende Stacheln hinein, aber unerschüttert greift er fest, schleudert das

Ungeziefer weg, faßt das Kind, und eilt mit ihm sonder Weile der Mutter zu.

„Und wie sein Kampf zu Ende war, stillte sich auch der Kampf der Wolken, sie eilten wieder in ihre dunkeln Kammern; bald flimmerte in stillem Sternenslicht das Thal, in dem kurz vorher die wildeste Schlacht getobet, und fast athemlos ereilte der Priester das Haus, in welchem an Mutter und Kind die Frevelthat begangen worden.

„Dort war die Mutter noch ohnmächtig, mit dem gellenden Schrei hatte sie ihr Leben fortgeschendet; neben ihr saß betend die Alte, sie baute noch auf Gott, daß er mächtiger sei als der Teufel böse. Mit dem Kinde brachte der Priester der Mutter auch das Leben zurück. Als sie erwachend das Kindlein wieder sah, durchfloß sie eine Wonne, wie sie nur die Engel im Himmel kennen, und auf der Mutter Armen taufte der Priester das Kind im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; und jetzt war es entrissen des Teufels Gewalt auf immer, bis es sich ihm freiwillig übergeben wollte. Aber vor dem hütete es Gott, in dessen Gewalt jetzt seine Seele übergeben worden, während der Leib von der Spinne vergiftet blieb.

„Bald schied seine Seele wieder, und wie mit Brandflecken war das Leibchen gezeichnet. Die arme Mutter weinte wohl, aber wo jeder Theil wieder dahin gehet, wo er hin gehört: zu Gott die Seele, zur Erde der Leib, da findet sich der Trost ein, früher dem, später jenem.

„Sobald der Priester sein heilig Amt verrichtet hatte, begann er ein seltsam Jucken zu fühlen in Hand und Arm, womit er die Spinne weggeschleudert. Kleine schwarze Flecken sah er auf der Hand, sichtbarlich wurden sie größer

und schwellen auf; Todesschauer rieselte ihm durchs Herz. Er segnete die Weiber und eilte heim; die heiligen Waffen wollte er als getreuer Streiter wieder dahin bringen, wo sie hin gehörten, damit sie einem andern nach ihm zur Hand seien. Hoch auf schwoh der Arm, schwarze Beulen quollen immer höher auf; er kämpfte mit des Todes Mattigkeit, aber er erlag ihr nicht.

„Als er an den Kirchstalden kam, da sah er Hans, den gottvergeßnen Vater, von dem man nicht wußte wo er geblieben, mitten im Wege auf dem Rücken liegen. Hochgeschwollen und brandschwarz war sein Gesicht, und mitten auf demselben saß groß und schwarz und grauſig die Spinne. Als der Pfarrer kam, blähte sie sich auf, giftig bäumten sich die Haare auf ihrem Rücken, giftig und sprühend gloßten ihre Augen ihn an, sie that wie die Katze, wenn sie sich rüstet zu einem Sprunge in ihres Todfeindes Gesicht. Da begann der Priester einen guten Spruch und hob die heiligen Waffen und die Spinne schrad zusammen, kroch langbeinig vom schwarzen Gesichte, verlor sich in zischendem Grase. Darauf ging der Pfarrer vollends heim, stellte das Allerheiligste an seinen Ort, und während wilde Schmerzen den Leib zum Tode rissen, harrte in süßem Frieden seine Seele ihres Gottes, für den sie recht gestritten in kühnem Gotteskampfe, und lange ließ Gott sie nicht harren.

„Aber solch süßer Friede, der still des Herrn harrt, war hinten im Thale, war oben auf den Bergen nicht.

„Von dem Augenblicke an, als Christine mit dem geraubten Kinde den Berg hinunter gefahren war dem Teufel zu, war heillosers Schreck in alle Herzen gefahren. Während dem fürchterlichen Ungewitter bebten die Menschen in den Schrecken des Todes, denn ihre

Herzen wußten wohl, wenn Gottes Hand vernichtend über sie komme, so sei es mehr als wohlverdient. Als das Gewitter vorüber war, lief die Kunde von Haus zu Haus, wie der Pfarrer das Kindlein zurückgebracht und getauft, aber kein Hans, keine Christine gesehen worden.

„Der grauende Morgen fand lauter bleiche Gesichter, und die schöne Sonne färbte sie nicht, denn Alle wußten wohl, daß nun erst das Schreckliche kommen werde. Da hörte man, daß mit schwarzen Beulen der Pfarrer gestorben, man fand Hans mit schrecklichem Gesichte, und von der gräßlichen Spinne, in die Christine verwandelt worden, hörte man seltsam verwirrte Worte.

„Es war ein schöner Erndtetag, aber keine Hand rührte sich zur Arbeit; die Leute liefen zusammen, wie man es pflegt am Tage nach dem Tage, an welchem ein großes Unglück begegnet ist. Sie fühlten erst jetzt in ihren bebenden Seelen so recht was es heiße, von irdischer Noth und Plage mit einer unsterblichen Seele sich loskaufen zu wollen; fühlten, daß ein Gott im Himmel sei, der alles Unrecht, das armen Kindern, die sich nicht wehren können, angethan wird, fürchterlich räche. So stunden sie bebend zusammen, und jammerten, und wer bei den Andern war, der durfte nicht mehr heim, und doch war Zank und Streit unter ihnen, und Einer gab dem Andern Schuld, und Jeder wollte abgemahnt und gewarnt haben, und Jeder hatte nichts darwieder, daß Strafe die Schuldigen treffe, sich und sein Haus wollte aber Jeder ohne Strafe. Und wenn sie in diesem schrecklichen Harren und Streiten ein neu unschuldig Opfer gewünscht hätten, es wäre Keiner gewesen, der nicht an demselben gestrevelt, in der Hoffnung, sich selbst zu retten.

„Da schrie mitten im Haufen Einer entsetzlich auf, es war ihm, als sei er in einen glühenden Dorn getreten, als nagle man mit glühendem Nagel den Fuß an den Boden, als ströme Feuer durch das Mark seiner Gebeine. Der Haufe fuhr auseinander, und alle Augen sahen nach dem Fuße, gegen den die Hand des Schreienden fuhr. Auf dem Fuße aber saß schwarz und groß die Spinne und glogte giftig und schadenfroh in die Kunde. Da starrte Allen zuerst das Blut in den Adern, der Athem in der Brust, der Blick im Auge, und ruhig und schadenfroh glogte die Spinne umher, und der Fuß ward schwarz und im Leibe wars, als kämpfe zischend und wüthend Feuer mit Wasser; die Angst sprengte die Fesseln des Schreckens, der Haufe stob auseinander. Aber in wunderbarer Schnelle hatte die Spinne ihren ersten Sitz verlassen, und kroch diesem über den Fuß und jenem an die Ferse, und Blut fuhr durch ihren Leib und ihr gräßlich Geschrei jagte die Fliehenden noch heftiger. In Windeseile, in Todeschrecken, wie das gespenstige Bild vor der wilden Jagd, stoben sie ihren Hütten zu, und Jeder meinte hinter sich die Spinne, verrammelte die Thüre, und hörte doch nicht auf zu beben in unsäglichter Angst.

„Und einen Tag war die Spinne verschwunden, kein neues Todesgeschrei hörte man, die Leute mußten die verrammelten Häuser verlassen, mußten Speise suchen fürs Vieh und für sich, sie thaten es mit Todesangst. Denn wo war jetzt die Spinne, und konnte sie nicht hier sein und unversehens auf den Fuß sich setzen? Und wer am vorsichtigsten niedertrat und mit den Augen am schärfsten spähte, der sah die Spinne plötzlich sitzend auf Hand oder Fuß, sie lief ihm übers Gesicht, saß schwarz und groß ihm auf der Nase, und

glozte ihm in die Augen, feurige Stacheln wühlten sich in sein Gebein, der Brand der Hölle schlug über ihn zusammen, bis der Tod ihn streckte.

„So war die Spinne bald nirgends, bald hier, bald dort, bald im Thale unten, bald auf den Bergen oben; sie zischte durchs Gras, sie fiel von der Decke, sie tauchte aus dem Boden auf. Am hellen Mittage, wenn die Leute um ihr Habermuß saßen, erschien sie glözend unten am Tisch, und ehe die Menschen vom Schrecken auseinander gesprengt, war sie allen über die Hände gelaufen, saß oben am Tisch auf des Hausvaters Haupte, und glozte über den Tisch, über die schwarz werdenden Hände weg. Sie fiel des Nachts den Leuten ins Gesicht, begegnete ihnen im Walde, suchte sie heim im Stalle. Die Menschen konnten sie nicht meiden, sie war nirgends und allenthalben, konnten im Wachen vor ihr sich nicht schützen, waren schlafend vor ihr nicht sicher. Wenn sie am sichersten sich wädhnten unterem freien Himmel, auf eines Baumes Gipfel, so kroch Feuer ihnen den Rücken auf, der Spinne feurige Füße fühlten sie im Nacken, sie glozte ihnen über die Achsel. Das Kind in der Wiege, den Greis auf dem Sterbebette schonte sie nicht; es war ein Sterbet, wie man noch von keinem wußte, und das Sterben daran war schrecklicher, als man es je erfahren; und schrecklicher noch als das Sterben war die namenlose Angst vor der Spinne, die allenthalben war und nirgends, die, wenn man am sichersten sich wädhnte, einem todbringend plötzlich in die Augen glozte.

„Die Kunde von diesen Schrecken war natürlich alsobald ins Schloß gedrungen, und hatte auch dorthin Schreck und Streit gebracht, so weit er bei den Regeln des Ordens stattfinden konnte. Dem von Stoffeln

machte es bange, daß auch sie eben so heimgesucht werden möchten, wie früher ihr Vleh, und der verstorbene Priester hatte manches geäußert, welches ihm jetzt die Seele aufrührte. Er hatte ihm manchmal gesagt, daß alles Leid, welches er den Bauern anthue, auf ihn zurück fahre; aber er hatte es nie geglaubt, weil er meinte, Gott werde einen Unterschied zu machen wissen zwischen einem Ritter und einem Bauer, hätte er sie doch sonst nicht so verschieden erschaffen. Aber jetzt war ihm doch Angst, es gehe nach des Priesters Wort, gab harte Worte seinen Rittern und meinte, es käme jetzt schwere Strafe ihrer leichtfertigen Worte wegen. Die Ritter aber wollten auch nicht Schuld sein, und Einer schob es dem Andern zu, und wenn es auch Keiner sagte, so meintens doch Alle, das gehe eigentlich nur den von Stoffeln an, denn wenn man es recht nehme, so sei der an Allem Schuld. Und neben diesem sahen sie einen jungen Polenritter an, der hatte eigentlich die meisten leichtfertigen Worte über das Schloß gesprochen, und den von Stoffeln am meisten zum neuen Bau und vermessenen Schattengange gereizt. Der war noch sehr jung, aber der wildeste von Allen, und wenn es eine vermessene That galt, so war er voran; er war wie ein Heide und fürchtete weder Gott noch Teufel. Der merkte wohl, was die Andern meinten, aber ihm nicht sagen durften, merkte auch ihre heimliche Angst. Darum höhnte er sie und sagte, wenn sie vor einer Spinne sich fürchteten, was sie dann gegen Drachen machen wollten? Dann wappnete er sich gut und ritt ins Thal hinauf, sich vermessend, nicht zurückkehren zu wollen, bis sein Stoß die Spinne hingestreckt, seine Faust sie zerdrückt.

„Wilde Hunde sprangen um ihn her, der Falke

sah ihm auf der Faust, am Sattel hing die Lanze, lustig bäumte sich das Pferd; halb schadenfroh, halb ängstlich sah man ihn aus dem Schlosse reiten und gedachte der nächtlichen Wache auf Värhegen, wo die Kraft der weltlichen Waffen gegen diesen Feind so schlecht sich bewährt hatte.

„Er ritt am Saume eines Tannenwaldes dem nächsten Gehöfte zu, scharfen Auges spähend um und über sich. Als er das Haus erblickte, Leute darum, rief er den Hunden, machte das Haupt des Falken frei, lose klirrte in der Scheide der Dolsch. Wie der Falke die geblendeten Augen zum Ritter kehrte, seines Winkes gewärtig, prallte er ab der Faust und schoss in die Luft, die hergesprungenen Hunde heulten auf und suchten mit dem Schweife zwischen den Beinen das Weite. Vergebens ritt und rief der Ritter, seine Thiere sah er nicht wieder. Da ritt er den Menschen zu, wollte Kunde einziehen, sie stunden ihm, bis er nahe kam. Da schrien sie gräßlich auf und flohen in Wald und Schlucht, denn auf des Ritters Helm saß schwarz, in übernatürlicher Größe die Spinne und glözte giftig und schadenfroh ins Land. Was er suchte, das trug der Ritter und wußte es nicht; in glühendem Zorne rief und ritt er den Menschen nach, rief immer wüthender, ritt immer toller, brüllte immer entseßlicher, bis er und sein Rosß über eine Fluh hinab zu Thale stürzten. Dort fand man Helm und Leib, und durch den Helm hindurch hatten die Füße der Spinne sich gebrannt, dem Ritter bis ins Gehirn hinein, den schrecklichsten Brand ihm dort entzündet, bis er den Tod gefunden.

„Da kehrte der Schreck erst recht ein ins Schloß; sie schlossen sich ein und fühlten sich doch nicht sicher;

ſie ſuchten nach geiſtigen Waffen, fanden aber lange Niemand, der ſie zu führen wußte und zu führen wagte. Endlich ließ ſich ein ferner Pfaffe locken mit Geld und Worte; er kam und wollte ausziehen mit heiligem Waſſer und heiligen Sprüchen gegen den böſen Feind. Dazu aber ſtärkte er ſich nicht mit Gebet und Faſten, ſondern er tafelte des Morgens früh mit den Rittern, und zählte die Becher nicht und lebte wohl an Hirsch und Bär. Dazwiſchen rebete er viel von ſeinen geiſtigen Heldenthaten, und die Ritter von ihren weltlichen, und die Becher zählte man ſich nicht nach und die Spinne vergaß man. Da löſchte auf einmal alles Leben aus, die Hände hielten erſtarrt Becher oder Sabel, der Mund blieb offen, ſtiet waren alle Augen auf einen Punkt gerichtet; nur der von Stoffeln trant den Becher leer und erzählte an einer Heldenthat im Heidenlande. Aber auf ſeinem Kopfe ſaß groß die Spinne und glogte um den Rittertiſch, und der Ritter fühlte ſie nicht. Da begann die Gluth zu ſtrömen durch Gehirn und Blut, gräßlich ſchrie er auf, fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, aber die Spinne war nicht mehr dort, war in ihrer ſchrecklichen Schnelle den Rittern allen über ihre Geſichter gelaufen, keiner konnte es wehren; einer nach dem andern ſchrie auf, von Gluth verzehrt, und von des Pfaffen Glaſe nieder glogte ſie in den Gräuel hinein, und mit dem Becher, der nicht aus ſeiner Hand wollte, wollte der Pfaffe den Brand löſchen, welcher loderte vom Kopfe herab durch Mark und Bein. Aber dieſer Waffe trotzte die Spinne und glogte von ihrem Throne herab in den Gräuel, biß der letzte Ritter den letzten Schrei ausgeſtoßen, am letzten Athemzuge geendet.

„Im Schloſſe blieben nur wenige Diener verſchont,

die nie Hohn mit den Bauern getrieben; sie erzählten, wie schrecklich es gegangen. Das Gefühl, daß den Rittern ihr Recht geschehen, tröstete aber die Bauern nicht, der Schreck ward immer größer, gräßlicher. Mancher suchte zu fliehen. Die Einen wollten das Thal verlassen, aber gerade die fielen der Spinne zu. Auf dem Wege fand man ihre Leichname. Andere flohen auf die hohen Berge, aber droben vor ihnen war die Spinne, und wenn sie sich gerettet glaubten, so saß ihnen die Spinne im Nacken oder im Gesicht. Das Unthier ward immer boshafter, immer teuflischer. Es überraschte nicht mehr unerwartet, brannte nicht mehr unversehens den Tod ein; es saß vor dem Menschen im Grase, hing über ihm am Baume, gloszte giftig ihn an. Dann floh der Mensch, so weit seine Füße ihn trugen, und stund er athemlos stille, so saß die Spinne vor ihm, und gloszte giftig ihn an. Floh er abermal, und mußte er abermals die Schritte hemmen, so saß sie wieder vor ihm, und konnte er nicht mehr fliehen, dann erst kroch sie langsam an ihn heran und gab ihm den Tod. Da versuchte wohl Mancher in der Verzweiflung Widerstand, und ob die Spinne nicht zu tödten sei; warf zentnerige Steine auf sie, wenn sie vor ihm im Grase saß, schlug mit Keulen, mit Beilen nach ihr; aber Alles war umsonst, der schwerste Stein erdrückte sie nicht, das schärfste Beil verletzte sie nicht, unversehens saß sie dem Menschen im Gesicht, unversehrt kroch sie an ihn heran. Flucht, Widerstand, alles war eitel. Da ging alles Hoffen aus, und Verzweiflung füllte das Thal, saß auf den Bergen.

„Ein einziges Haus hatte das Unthier bis dahin verschont, und war nie in demselben erschienen; es war das Haus, in welchem Christine gewohnt, aus welchem

sie das Kindlein geraubet. Ihren eigenen Mann hatte sie auf einsamer Wette angefallen; dort fand man seinen Leichnam gräßlich zugerichtet, wie keinen andern, seine Züge zerrissen in unaussprechlichem Schmerze; an ihm hatte sie ihren gräßlichsten Zorn ausgelassen, das gräßlichste Wiedersehen dem Ehemanne bereitet. Aber wie es zuging, hat Niemand gesehen.

„Zum Hause war sie noch nicht gekommen; ob sie es bis zuletzt sparen wollte, oder ob sie sich scheute davor, das errieth man nicht.

„Aber nicht weniger als an andern Orten war die Angst dort eingefeht.

„Das fromme Weibchen war genesen, und es jagte nicht für sich, aber fast sehr um sein treues Bübchen und dessen Schwesterchen, und wachte über sie Tag und Nacht, und die treue Großmutter theilte ihre Sorgen und Wachen. Und gemeinsam beteten sie zu Gott, daß er ihnen ihre Augen offen halten möchte zur Wache, daß er sie erleuchten und stärken möchte zur Rettung der unschuldigen Kindlein.

„Oft war es ihnen, wenn sie wachten lange Nächte durch, als sehen sie die Spinne glimmen und glitzern im dunkeln Winkel, als gloze sie zum Fenster hinein, dann ward ihre Angst groß, denn sie wußten keinen Rath, wie vor der Spinne die Kindlein schützen, und um so brünstiger baten sie Gott um seinen Rath und Beistand. Sie hatten allerlei Waffen zur Hand gelegt, aber wie sie hörten, daß der Stein seine Schwere, das Beil seine Schärfe verliere, sie wieder bei Seite gelegt. Da kam es der Mutter immer deutlicher vor, immer lebendiger in den Sinn: wenn Jemand es wagen würde, die Spinne mit der Hand zu fassen, so vermöchte man sie zu überwältigen. Sie hörte auch von

Leuten, die, als der Stein nichts half, mit der Hand sie zu erdrücken versuchten, allein vergeblich. Ein größlicher Bluthstrom, der durch Hand und Arm zuckte, tilgte jede Kraft und brachte den Tod ins Herz. Es kam ihr auch vor, zu erdrücken vermöchte sie die Spinne nicht, aber sie erfassen dürfte sie wohl, und so viel Kraft würde ihr Gott verleihen, dieselbe irgend wohin zu thun, sie unschädlich zu machen. Sie hatte schon oft gehört, wie kundige Männer Geister eingesperrt hätten in ein Loch in Felsen oder Holz, welches sie mit einem Nagel zugeschlagen, und so lange den Nagel Niemand ausziehe, müsse der Geist gebannt im Loche sein.

„Gleiches zu versuchen drängte der Geist sie immer mehr. Sie bohrte ein Loch in das Bystal, das ihr am nächsten lag zur rechten Hand, wenn sie bei der Wiege saß, rüstete einen Zapfen, der scharf ins Loch paßte, weichte ihn mit geheiligtem Wasser, legte einen Hammer zurecht, und betete nun Tag und Nacht zu Gott um Kraft zur That. Aber manchmal war das Fleisch stärker als der Geist, und schwerer Schlaf drückte ihr die Augen zu, dann sah sie im Traume die Spinne, glözend auf ihres Bübchens goldenen Locken, dann fuhr sie aus dem Traume, fuhr nach des Bübchens Locken. Dort aber war keine Spinne, ein Lächeln saß auf seinem Gesichtchen, wie Kindlein lächeln, wenn sie ihren Engel im Traume sehen; der Mutter aber glitzerten in allen Ecken der Spinne giftige Augen, und auf lange wick der Schlaf von ihr.

„So hatte sie auch einmal nach strengem Wachen der Schlaf überwältigt, und dicht umnachtete er sie. Da war es ihr, als stürze bey fromme Priester, der in der Rettung ihres Kindleins gestorben, herbei aus

weiten Räumen und rufe aus der Ferne her: Weib, wache auf, der Feind ist da! Dreimal rief er so, und erst beim dritten Mal rang sie sich aus des Schlafes engen Banden; aber wie sie die schweren Augenlieder mühsam hob, sah sie langsam, giftgeschwollen die Spinne schreiten übers Bettlein hinauf, dem Gesichte ihres Bübchens zu. Da dachte sie an Gott und ergriff mit rascher Hand die Spinne. Da fuhren Feuerströme von derselben aus, der treuen Mutter durch Hand und Arm bis ins Herz hinein; aber Muttertreue und Mutterliebe drückten die Hand ihr zu, und zum Aushalten gab Gott die Kraft. Unter tausendfachen Todes Schmerzen drückte sie mit der einen Hand die Spinne ins bereitete Loch, mit der andern den Zapfen davor und schlug mit dem Hammer ihn fest.

„Drinne sauste und brauste es, wie wenn mit dem Meere die Wirbelwinde streiten, das Haus wankte in seinen Grundfesten, aber fest saß der Zapfen, gefangen blieb die Spinne.

„Die treue Mutter aber freute sich noch, daß ihr Kindlein gerettet, dankte Gott für seine Gnade, dann starb sie auch den gleichen Tod wie Alle, aber ihre Muttertreue löschte die Schmerzen aus, und die Engel geleiteten ihre Seele zu Gottes Thron, wo alle Helden sind, die ihr Leben eingesetzt für Andere, die für Gott und die Ihren Alles gewagt. Nun war der schwarze Tod zu Ende. Ruhe und Leben kehrten ins Thal zurück. Die schwarze Spinne ward nicht mehr gesehen zur selben Zeit, denn sie saß in jenem Loche gefangen, wo sie jetzt noch sitzt.“

„Was, dort im schwarzen Holz?“ schrie die Gotte, und fuhr eines Sazes vom Boden auf, als ob sie in einem Ameisenhaufen gefesselt wäre. An jenem Holze hatte sie gefesselt in der Stube. Und jetzt brannte sie

der Rücken; sie drehte sich, sie schaute hinter sich, fuhr mit der Hand auf und ab, und kam nicht aus der Angst: die schwarze Spinne saß ihr im Nacken. Auch den Andern waren die Herzen zugeklemmt, als der Großvater schwieg. Es war ein banges Schweigen über sie gekommen. Spott mochte Niemand wagen, der Sache beistimmen auch nicht gerne; es hörte Jeder lieber auf das erste Wort des Andern, um darnach die eigene Rede richten zu können, so verfehlte man sich am wenigsten. Da kam die Hebamme, die schon mehrere Male gerufen hatte, ohne Antwort zu bekommen, hergelaufen, ihr Gesicht brannte hochroth, es war, als ob die Spinne auf demselben herumgekrochen wäre. Sie begann zu schmählen, daß Niemand kommen wolle, wie laut sie auch rufe. „Das sei ihr doch auch eine wunderliche Sache; wenn man gekochet habe, so wolle Niemand zum Tisch, und wenn dann Alles nicht mehr gut sei, so solle sie Schuld sein an Allem, sie wisse wohl wie es gehe. So fettes Fleisch wie drinnen stehe, könne Niemand mehr essen, wenn es kalt geworden; dazu sei es noch gar ungesund.“ Nun kamen die Leute wohl, aber gar langsam, und Keiner wollte der Erste bei der Thüre sein, der Großvater mußte voran. Es war diesmal nicht sowohl die übliche Sitte, nicht den Schein haben zu wollen, als möge man nicht warten, bis man zum Essen komme, es war das Zögern, das Alle befällt, wenn sie am Eingang stehen eines schauerlichen Ortes, und doch war drinnen nichts schauerliches. Hell glänzten auf dem Tische, frisch gefüllt, die schönen Weinflaschen, zwei glänzende Schinken prangten, gewaltige Kalbs- und Schafbraten dampften, frische Rypfen lagen dazwischen, Teller mit Tateren (Torten), Teller mit dreierlei Rühlene waren

dazwischen gezwängt, und auch die Rännchen mit dem süßen Thee fehlten nicht. So wars ein schönes Schauen, und doch achteten sich Alle desselben wenig, aber Alle sahen sich um mit ängstlichen Augen, ob nicht die Spinne aus irgend einer Ecke glitzere oder gar vom prangenden Schinken herab sie angloze mit ihren giftigen Augen. Man sah sie nirgends, und doch machte Niemand die üblichen Komplimente: was man doch sinne, noch so viel aufzustellen; wer das doch essen solle, man habe bereits mehr als zu viel, sondern Alle drängten sich an die untern Ecken des Tisches, Niemand wollte hinauf.

Umsonst mahnte man die Gäste nach oben und zeigte auf die leeren Plätze, sie stunden unten wie angenagelt; vergebens schenkte der Kindbettimann ein und rief, sie sollten doch kommen und Gesundheit machen, es sei eingeschenkt! Da nahm derselbe die Gotte beim Arme und sagte: Sei du das Wichtigste und gib das Exempel. Aber mit aller Kraft, und die war nicht klein, sperrte sich die Gotte und rief: Nicht um tausend Pfund sitze ich mehr da oben. Es gramsetzt mir den Rücken auf und nieder als führe man mit Messeln daran herum. Und säße ich dort vor dem Bystal, so fühlte ich die schreckliche Spinne sonder Unterlaß im Nacken. Daran bist du Schuld, Großvater, sagte die Großmutter; warum bringst du solche Dinge aufs Tapet. So etwas trägt heut zu Tag nichts mehr ab, und kann dem ganzen Hause schaden. Und wenn einst die Kinder aus der Schule kommen und weinen und klagen, die andern Kinder hielten ihnen vor, ihre Großmutter sei eine Hexe gewesen und in's Bystal gebannt, so hast du es dann.

Sei ruhig, Großmutter, sagte der Großvater, man

hat heut zu Tag Alles bald wieder vergessen, und behält nichts mehr lange im Gedächtniß wie ehemals. Man hat die Sache von mir haben wollen und es ist besser die Leute vernehmen Punktum die Wahrheit, als daß sie selbst etwas erfinden; die Wahrheit bringt unserm Hause keine Unehre. Aber kommt und setz, setzt, vor den Zapfen will ich selbst sitzen. Bin ich doch schon viel tausend Tage da gewesen ohne Furcht und ohne Zagen und darum auch ohne Gefahrde. Nur wenn böse Gedanken in mir aufstiegen, die dem Teufel zur Handhabe werden konnten, so war es mir, als schnurre es hinter mir, wie eine Katze schnurret, wenn man sich mit ihr anläßt, ihr den Balg streicht, ihr behaglich wird, und mir fuhr es den Rücken auf seltsam und absonderlich. Sonst aber hält sie sich mäuschill da innen, und so lange man hier Rußen Gott nicht vergißt, muß sie warten da Innen.

Da fasten die Gäste Muth und setzten sich, aber ganz nahe zum Großvater rückte Niemand. Jetzt endlich konnte der Kindbettimann vorlegen, legte ein mächtiges Stück Braten seiner Nachbarin auf den Teller, diese schnitt ein Stückchen davon ab, und legte den Rest auf des Nachbars Teller, ihn mit dem Daumen von der Gabel streifend. So ging das Stück um, bis einer sagte: er denke, er behalte es, es sei noch mehr, wo das gewesen sei; ein neues Stück begann die Runde. Während der Kindbettimann einschenkte und vorlegte, und die Gäste ihm sagten, er hätte heute einen strengen Tag, ging die Hebamme herum mit dem süßen Thee, stark gewürzt mit Safran und Zimmet, bot Allen an und fragte: wer ihn liebe, solle es nur sagen, er sei für Alle da. Und wer sagte, er sei Liebhaber, dem schenkte sie Thee in den Wein und

sagte: sie liebe ihn auch, man möge den Wein viel besser ertragen, er mache einem nicht Kopfsweh. Man aß und trank. Aber kaum war der Lärm vorbei, der allemal entsteht, wenn man hinter neue Gerichte geht, so ward man wieder stille, und ernst wurden die Gesichter, man merkte wohl, alle Gedanken waren bei der Spinne. Scheu und verstohlen blickten die Augen nach dem Zapfen hinter des Großvaters Rücken, und doch scheute Jeder sich, wieder davon anzufangen. Da schrie laut auf die Gotte und wäre fast vom Stuhle gefallen.

Eine Fliege war über den Zapfen gelaufen, sie hatte geglaubt, der Spinne schwarze Beine gramselten zum Loche heraus, und zitterte vor Schreck am ganzen Leibe. Kaum ward sie ausgelacht; ihr Schreck war willkommenener Anlaß, von neuem von der Spinne anzufangen, denn, wenn einmal eine Sache unsere Seele recht berührt hat, so kommt dieselbe nicht so schnell davon los.

„Aber hör mal Better, sagte der ältere Götti, ist die Spinne seither nie aus dem Loche gekommen, sondern immer darin geblieben seit so vielen hundert Jahren.“ „Eh, sagte die Großmutter, es wäre besser man schwiege von der ganzen Sache, man hätte ja den ganzen Nachmittag davon geredet.“ „Eh Mutter, sagte der Better, laß deinen Alten reden, er hat uns recht kurze Zeit gemacht, und vorhalten wird Euch das Ding Niemand, stammet ihr ja nicht von Christine ab. Und du bringst unsere Gedanken doch nicht von der Sache ab, und wenn wir nicht von ihr reden dürfen, so reden wir auch von nichts anderm, dann gibts keine kurze Zeit mehr. Nun Großvater, rede, deine Alte wird es uns nicht vergönnen.“ „He wenn ihr es zwingen wollet, so zwinget es meinethalben,

aber geschiedter wäre es gewesen, man hätte jetzt von etwas Anderm angefangen und besonders jetzt auf die Nacht hin“, sagte die Großmutter.

Da begann der Großvater, und alle Gesichter spannten sich wieder: „Was ich weiß, ist nicht mehr viel, aber was ich weiß, will ich sagen, es kann sich vielleicht in der heutigen Zeit Jemand ein Exempel daran nehmen, schaden würde es wahrhaftig vielen nichts.

„Als die Leute die Spinne eingesperrt wußten, sie ihres Lebens wieder sicher waren, da soll es ihnen gewesen sein, als seien sie im Himmel und der liebe Gott mit seiner Seligkeit mitten unter ihnen, und lange ging es gut. Sie hielten sich zu Gott und flohen den Teufel, und auch die Ritter, die frisch eingezogen waren ins Schloß, hatten Respekt vor Gottes Hand und hielten milde die Menschen und halfen ihnen auf.

„Dieses Haus aber betrachteten alle mit Ehrfurcht, fast wie eine Kirche. Anfangs schauderte es sie freilich, wenn sie es ansahen, den Kerker der schrecklichen Spinne sahen und dachten, wie leicht sie da losbrechen und das Elend von vornen anfangen könnte mit des Teufels Gewalt. Aber sie sahen bald, daß da Gottes Gewalt stärker sei als die des Teufels, und aus Dank gegen die Mutter, die für Alle gestorben, halfen sie den Kindern und bauten ihnen unentgeltlich den Hof, bis sie ihn selbstn arbeiten konnten. Die Ritter wollten ihnen bewilligen, ein neues Haus zu bauen, damit sie vor der Spinne sich nicht zu fürchten hätten, oder diese durch Zufall im bewohnten Hause los komme, und viele Nachbarn wollten ihnen helfen, die der Scheu vor dem Unthier, vor dem sie so schrecklich gezittert, nicht los werden konnten. Aber die alte Großmutter wollte es nicht thun. Sie lehrte ihre Enkel: hier sei

die Spinne gebannt durch Gott Vater, Sohn und heiligen Geist, so lange diese drei heiligen Namen gelten in diesem Hause, so lange in diesen drei heiligen Namen an diesem Tische gegessen und getrunken werde, so lange seien sie vor der Spinne sicher und diese fest im Loche, und kein Zufall mache etwas an der Sache.

„Hier an diesem Tische, hinter ihnen die Spinne, werden sie nie vergessen, wie nöthig ihnen Gott und wie mächtig er sei; so mahne sie die Spinne an Gott und müsse dem Teufel zum Trost, ihnen zum Heil werden. Ließen sie aber von Gott, und wäre es hundert Stunden von da, so könnte die Spinne sie finden oder der Teufel selbst. Das fasten die Kinder, blieben im Hause, wuchsen gottesfürchtig auf, und über dem Hause war der Segen Gottes.

„Das Bübchen, welches so treu an der Mutter gewesen, so treu die Mutter an ihm, wuchs auf zu einem stattlichen Manne, der lieb war Gott und Menschen, und Gnade bei den Rittern fand. Darum ward er auch gesegnet mit zeitlichem Gut, und vergaß Gott nie darob, ward nie geizig damit; er half Andern in ihren Nöthen, wie er wünschte, daß ihm geholfen werde in der letzten Noth; und wo er zu schwach zu eigener Hülfe war, da ward er ein um so kräftiger Fürsprecher bei Gott und Menschen. Er ward gesegnet mit einem weisen Weibe, und zwischen ihnen war ein unergründlicher Friede, darum blühten fromm ihre Kinder auf, und beide fanden spät einen sanften Tod. Seine Familie blühte fort in Gottesfurcht und Rechtthun.

„Ja über dem ganzen Thale lag der Segen Gottes, und Glück war in Feld und Stall, und Friede unter den Menschen. Die schreckliche Lehre war den Menschen

zu Herzen gegangen, sie hielten fest an Gott; was sie thaten, thaten sie in seinem Namen, und wo Einer dem Andern helfen konnte, da säumte er nicht. Vom Schlosse her ward ihnen kein Uebel, aber viel Gutes. Immer weniger Ritter wohnten dort, denn immer härter ward der Streit im Heidenlande und immer nöthiger jede Hand, die fechten konnte; die aber, welche im Schlosse waren, mahnte täglich die große Todtenhalle, in der die Spinne an Rittern wie an den Bauern ihre Nacht geübt, daß Gott mit gleicher Kraft über Jedem sei, der von ihm abfalle, sei er Bauer oder Ritter.

„So schwanden viele Jahre in Glück und Segen, und das Thal ward berühmt vor allen andern. Stattlich waren ihre Häuser, groß ihre Vorräthe, manch Geldstück ruhte im Kasten, ihr Vieh war das schönste zu Berg und Thal, und ihre Töchter waren berühmt Land auf und Land ab, und ihre Söhne gerne gesehen überall. Und dieser Ruhm welkte nicht über Nacht, wie dem Jonas seine Schattenstaude, sondern er dauerte von Geschlecht zu Geschlecht; denn in der gleichen Gottesfurcht und Ehrbarkeit wie die Väter lebten auch die Söhne von Geschlecht zu Geschlecht. Aber wie gerade in den Birnbaum, der am flüssigsten genähret wird, am stärksten treibt, der Wurm sich bohrt, ihn umfrisst, welken läßt und tödtet, so geschieht es, daß, wo Gottes Segenstrom am reichsten über die Menschen fließt, der Wurm in den Segen kömmt, die Menschen bläht und blind macht, daß sie ob dem Segen Gott vergessen, ob dem Reichthum, den, der ihn gegeben hat, daß sie werden wie die Israeliten, die, wenn Gott ihnen geholfen, ob goldenen Kälbern ihn vergaßen.

„So wurden, nachdem viele Geschlechter dahingegangen, Hochmuth und Hoffart heimisch im Thale,

fremde Weiber brachten und mehrten beides. Die Kleider wurden hoffärtiger, Kleinode sah man glänzen, ja selbst an die heiligen Zeichen wagte die Hoffart sich, und statt daß ihre Herzen während dem Beten inbrünstig bei Gott gewesen wären, hingen ihre Augen hoffärtig an den goldenen Kugeln ihres Rosenkranzes. So ward ihr Gottesdienst Pracht und Hoffart, ihre Herzen aber hart gegen Gott und Menschen. Um Gottes Gebote bekümmerte man sich nicht; seines Dienstes seiner Diener spottete man; denn wo viel Hoffart ist oder viel Geld, da kommt gerne der Wahn, daß man seine Gelüsten für Weisheit hält, und diese Weisheit höher als Gottes Weisheit. Wie sie früher von den Rittern geplagt worden waren, so wurden sie jetzt hart gegen das Gesinde und plagten dieses; und je weniger sie selbst arbeiteten, um so mehr mutheten sie diesem zu, und je mehr sie Arbeit von Knechten und Mägden forderten, um so mehr behandelten sie dieselben wie unvernünftiges Vieh; und daß diese auch Seelen hätten, die zu wahren seien, dachten sie nicht. Wo viel Geld oder viel Hoffart ist, da fängt das Bauen an, Einer schöner als der Andere, und wie früher die Ritter bauten, so bauten jetzt sie, und wie früher die Ritter sie plagten, so schonten sie jetzt weder Gesinde noch Vieh, wenn der Bauteufel über sie kam. Dieser Wandel war auch über dieses Haus gekommen, während der alte Reichthum geblieben war.

„Fast zweihundert Jahre waren verfloßen, seit die Spinne im Loche gefangen saß; da war ein schlau und kräftig Weib hier Meister; sie war keine Lindauerin, aber doch gleich sie Christine in vielen Stücken. Sie war auch aus der Fremde, der Hoffart, dem Hochmuth ergeben, und hatte einen einzigen Sohn; der

Mann war unter ihrer Meisterschaft gestorben. Dieser Sohn war ein schöner Bube, hatte ein gutes Gemüth und war freundlich mit Mensch und Vieh; sie hatte ihn auch gar lieb, aber sie ließ es ihn nicht merken. Sie meisterte ihn jeden Schritt und Tritt und keiner war ihr recht, den sie ihm nicht erlaubt, und längst war er erwachsen und durfte nicht zur Kameradschaft und an keine Kilbi, ohne der Mutter Begleit. Als sie ihn endlich alt genug glaubte, gab sie ihm ein Weib aus ihrer Verwandtschaft, eins nach ihrem Sinn. Jetzt hatte er zwei Meister statt nur einen, und beide waren gleich hoffärtig und gleich hochmüthig, und weil sie es waren, so sollte auch Christen es sein, und wenn er freundlich war und demüthig, wie es ihm so wohl anstund, so erfuhr er, wer Meister sei.

„Schon lange war das alte Haus ihnen ein Dorn im Auge, und sie schämten sich seiner, da die Nachbarn neue Häuser hatten und doch kaum so reich als sie waren. Die Sage von der Spinne und was die Großmutter gesagt, war damals noch in Jedermanns Gedächtniß, sonst wäre das alte Haus längst schon eingerissen worden, aber Alle wehrten es ihnen. Sie nahmen aber dieses Wehren immer mehr für Neid, der ihnen kein neues Haus gönne. Zudem ward es ihnen immer unheimlicher im alten Hause. Wenn sie hier am Tische saßen, so war es ihnen entweder als schnurre hinter ihnen behaglich die Kaze, oder als ginge leise das Loch auf und die Spinne ziele nach ihrem Nacken. Ihnen fehlte der Sinn, der das Loch vermachte, darum fürchteten sie sich immer mehr, das Loch möchte sich öffnen. Darum fanden sie einen guten Grund, ein neues Haus zu bauen, in welchem sie die Spinne nicht zu fürchten hätten, wie sie meinten. Das alte wollten sie

dem Gesinde überlassen, das ihrer Hoffart oft im Wege war, so wurden sie rätzig.

„Christen that es sehr ungern, er wußte, was die alte Großmutter gesagt, und glaubte, daß der Familiensegen an das Familienhaus geknüpft sei, und vor der Spinne fürchtete er sich nicht, und wenn er hier oben am Tische saß, so schien es ihm, er könne am andächtigsten beten. Er sagte, wie er es meinte, aber seine Weiber hießen ihn schweigen; und weil er ihr Knecht war, so schwieg er auch, weinte aber oft bitterlich, wenn sie es nicht sahen.

„Dort oberhalb des Baumes, unter welchem wir geseßen, sollte ein Haus gebaut werden, wie keiner eines hätte in der ganzen Gegend.

„In hoffärtiger Ungeduld, weil sie keinen Verstand vom Bauen hatten und nicht warten mochten, bis sie mit dem neuen Hause hochmüthig thun konnten, plagten sie beim Bauen Gesinde und Vieh übel, schonten selbst die heiligen Feiertage nicht, und gönnten ihnen auch des Nachts nicht Ruhe, und kein Nachbar war, der ihnen helfen konnte, daß sie zufrieden waren, dem sie nicht Böses nach gewünscht, wenn er nach unentgeltlicher Hülfe, wie man sie schon damals einander leistete, wieder heim ging, um auch zu seiner Sache zu sehen.

„Als man aufrichtete und den ersten Zapfen in die Schwelle schlug, so rauchte es aus dem Loch heraus, wie nasses Stroh, wenn man es anbrennen will; da schüttelten die Werkleute bedenklich die Köpfe, und sagten es heimlich und laut, daß der neue Bau nicht alt werden werde, aber die Weiber lachten darüber, und achteten des Zeichens sich nicht. Als endlich das Haus erbaut war, zogen sie hinüber, richteten sich

eln mit unerhörter Pracht und gaben als sogenannte Hausräuchi eine Kilbi, die drei Tage lang dauerte, und Kind und Kindeskinde noch davon erzählten im ganzen Emmenthal.

„Aber während allen dreien Tagen soll man im ganzen Hause ein seltsam Surren gehört haben, wie das einer Kage, welcher es behaglich wird, weil man ihr den Balg streicht. Doch die Kage, von welcher es kam, konnte man trotz alles Suchens nicht finden, da ward Manchem unheimlich, und trotz aller Herrlichkeit lief er Mitten aus dem Feste. Nur die Weiber hörten nichts oder achteten sich dessen nicht, mit dem neuen Hause meinten sie alles gewonnen.

„Ja, wer blind ist, sieht auch die Sonne nicht, und wer taub ist, hört auch den Donner nicht. Darum freuten die Weiber des neuen Hauses sich, wurden alle Tage hoffärtiger, dachten an die Spinne nicht, sondern führten im neuen Hause ein üppiges, arbeitsloses Leben mit puzen und essen; kein Mensch konnte es ihnen treffen, und an Gott dachten sie nicht.

„Im alten Hause blieb das Gefinde alleine, lebte wie es wollte, und wenn Christen dasselbe auch unter seiner Aufsicht haben wollte, so duldeten die Weiber es nicht, und schalten ihn, die Mutter aus Hochmuth hauptsächlich, das Weib aus Eifersucht zu meist. Daher war drunten keine Ordnung und bald auch keine Gottesfurcht, und wo kein Meister ist, geht es so durchweg. Wenn kein Meister oben am Tische sitzt, kein Meister draussen und drinnen die Zügel hält, so meint sich bald der der Grösste, welcher am wüfsten thut, und der der Beste, welcher die ruchlossten Reden führt.

„So ging es zu im Hause drunten, und das sämmtliche Gesinde glich bald einer Rudel Katzen, wenn sie am wüfsten thun. Von beten wußte man nichts mehr, hatte darum weder vor Gottes Willen, noch vor seinen Gaben Respekt. Wie die Hoffart der Meisterweiber keine Grenzen mehr kannte, so hatte der thierische Uebermuth des Gesindes keine Schranken mehr. Man schändete ungescheut das Brod, trieb das Habermuß über den Tisch weg mit den Löffeln sich an die Köpfe, ja, verunreinigte viehisch die Speise, um boshaft den Andern die Lust am Essen zu vertreiben. Sie neckten die Nachbarn, quälten das Vieh, höhnten jeden Gottesdienst, läugneten alle höhere Gewalt und plagten auf alle Weise den Priester, der strafend zu ihnen geredet hatte; kurz sie hatten keine Furcht mehr vor Gott und Menschen und thaten alle Tage wüster. Das wüfste Leben führten Knechte und Mägde, und doch plagten sie einander wie nur möglich, und als die Knechte nicht mehr wußten, wie sie auf neue Art die Mägde quälen konnten, da fiel es einem ein, mit der Spinne im Loche die Mägde zu schrecken oder zahm zu machen. Er schmiß Löffel voll Habermuß oder Milch an den Zapfen, und schrie, die drinnen werde wohl hungerig sein, weil sie so viele hundert Jahre nichts gehabt.

„Da schrien die Mägde gräßlich auf und versprachen alles was sie konnten, und selbst den andern Knechten graute es. Da das Spiel sich ungestraft wiederholte, so wirkte es nicht mehr, die Mägde schrien nicht mehr, versprachen nichts mehr, und die andern Knechte begannen es auch zu treiben. Nun fing der an mit dem Messer gegen das Loch zu fahren, mit den gräßlichsten Flüchen sich zu vermessen, er mache den

Zapfen los, und wolle sehen was drinnen sei, und sie müßten einmal auch was neues sehn. Das weckte neues Entsetzen, und der Bursche, der das that, ward Allen Meister, und konnte zwingen was er wollte, besonders bei den Mägden.

„Das soll aber auch ein seltsamer Mensch gewesen sein, man wußte nicht woher er kam. Er konnte sanft thun wie ein Lamm, und reißend wie ein Wolf; war er alleine bei einem Weibsbilde, so war er ein sanftes Lamm, vor der Gesellschaft aber war er wie ein reißender Wolf und that als ob er Alle haßte, als ob er über Alles aus wolle mit wüßten Thaten und Worten; solche sollen den Weibsbildern aber gerade die liebsten sein. Darum entsetzten sich die Mägde öffentlich vor ihm, sollen ihn aber doch, wenn sie alleine waren, am liebsten von Allen gehabt haben. Er hatte ungleiche Augen, aber man wußte nicht von welcher Farbe, und beide haßten einander, sahen nie den gleichen Weg, aber unter langem Augenhaar und demüthigem Niedersehen wußte er es zu verbergen. Sein Haar war schön gelockt, aber man wußte nicht war es roth oder falb; im Schatten war es das schönste Flachshaar, schien aber die Sonne darauf, so hatte kein Eichhörnchen einen röthern Pelz. Er quälte wie Keiner das Vieh. Dasselbe haßte ihn auch darnach. Von den Knechten meinte ein Jeder, er sei sein Freund, und gegen Jeden wies er die Andern auf. Den Meisterweibern war er unter Allen alleine recht; er alleine war oft im obern Hause, dann thaten unten die Mägde wüßt; so bald er es merkte, steckte er sein Messer an den Zapfen und begann sein Drohen, bis die Mägde zum Kreuze krochen. Doch behielt dieses Spiel auch nicht lange seine Wirkung. Die Mägde wurden dessen gewohnt- und

sagten endlich: thue es doch, wenn du darfst, aber du darfst nicht.

„Es nahte“ Weihnacht, die heilige Nacht. An das, was dieselbe uns weihet, dachten sie nicht; ein lustiges Leben hatten sie abgerathen in derselben. Im Schlosse drunten hauste ein alter Ritter nur, und der bekümmerte sich wenig mehr um das Zeitliche; ein schelmischer Bogt verwaltete Alles zu seinem Vortheil. Um ein Schelmenstück hatten sie diesem edlen Ungarwein abgehandelt, neben welchem Lande die Ritter in großem Streite lagen; des edlen Weines Kraft und Feuer kannten sie nicht. Ein fürchterliches Unwetter kam herauf, mit Blitz und Sturm, wie selten sonst um diese Zeit, keinen Hund hätte man unter dem Ofen hervorgejagt. Zur Kirche zu gehen hielt sie das Unwetter nicht ab, sie wären bei schönem Wetter auch nicht gegangen, hätten den Meister alleine gehen lassen; aber es hielt andere ab, die Kirche zu besuchen; sie blieben allein im alten Hause beim edlen Weine.

„Sie begannen den heiligen Abend mit Fluchen und Tänzen, mit wüßtern und ärgern Dingen; dann setzten sie sich zum Mahle, wozu die Mägde Fleisch gekocht hatten, weißen Brei und was sie sonst Gutes stehlen konnten. Da ward die Rohheit immer gräßlicher, sie schändeten alle Speisen, lästerten alles Heilige; der genannte Knecht spottete des Priesters, theilte Brod aus und trank seinen Wein, als ob er die heilige Messe verwaltete, taufte den Hund unterm Ofen, trieb es bis es angst und bange den Andern wurde, wie ruchlos sie sonst auch waren. Da stach er mit dem Messer ins Loch und fluchte, er wolle ihnen noch ganz andere Dinge zeigen. Als sie darob nicht erschrecken wollten, weil er das Gleiche schon manchmal getrieben, und mit dem

Messer gegen den Zapfen kaum viel abzubringen war, so griff er in halber Raserei nach einem Bohrer, vermaß sich aufs schrecklichste, sie sollten es erfahren, was er könne, büßen ihr Lachen, daß ihnen die Haare zu Berge ständen, und drehte mit wildem Stöße den Bohrer in den Zapfen hinein. Laut aufschreiend stürzten Alle auf ihn zu; aber ehe Jemand es hindern konnte, lachte er wie der Teufel selbst, that einen kräftigen Ruck am Bohrer. Da bebte von ungeheurem Donnerschlag das ganze Haus, der Missethäter stürzte rücklings nieder; ein rother Bluthstrom brach aus dem Loche hervor, und mittendrin saß groß und schwarz aufgeschwollen im Gifte von Jahrhunderten die Spinne und glopte in giftiger Luft über die Frevler hin, die versteinert in tödtlicher Angst kein Glied bewegen konnten, dem schrecklichen Unthiere zu enttrinnen, das langsam und schadensfroh ihnen über die Gesichter kroch, ihnen einimpfte den feurigen Tod. Da erbebe das Haus von schrecklichem Wehgeheul, wie hundert Wölfe es nicht auszustoßen vermögen, wenn der Hunger sie peiniget. Und bald erscholl ein ähnliches Wehgeschrei aus dem neuen Hause, und Christen, der eben den Berg heraufkam von der heiligen Messe, meinte, es seien Räuber eingebrochen, und seinem starken Arme trauend, stürzte er den Seinen zu Hülfe. Er fand keine Räuber, aber den Tod; mit diesem rangen Weib und Mutter und hatten schon keine Stimme mehr in den hochaufgelaufenen schwarzen Gesichtern; ruhig schlummerten seine Kinder und gesund und roth waren ihre muntern Gesichter. Es stieg in Christen die schreckliche Ahnung dessen auf, was geschehen war; er stürzte ins untere Haus, dort sah er die Dienern alle verendet, die Stube zur Todtenkammer geworden, geöffnet das schauerliche Loch im

Bystal, in des scheußlich entstellten Knechtes Hand den Bohrer und auf des Bohrers Spitze den schrecklichen Zapfen. Jetzt wußte er was da geschehen war, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und wenn die Erde ihn verschlungen hätte, so wäre es ihm recht gewesen. Da kroch etwas hinterem Ofen hervor, schmiegte sich ihm an; entsetzt fuhr er zusammen, aber es war nicht die Spinne, es war ein armes Bübchen, das er um Gotteswillen ins Haus genommen und unter dem ruchlosen Gesinde gelassen hatte, wie es ja auch jetzt viel geschieht, daß man Kinder um Gotteswillen nimmt und sie dem Teufel in die Hände spielt. Das hatte keinen Theil genommen an den Gräueln des Gesindes, war erschreckt hinter den Ofen geflohen; es allein blieb von der Spinne verschont, und konnte nun den Hergang erzählen.

„Aber noch während das Bübchen erzählte, scholl durch Wind und Wetter Angstgeschrei von andern Häusern her. Wie in hundertjähriger aufgeschwollter Luft flog die Spinne durch die Thalschaft, las zuerst die üppigsten Häuser sich aus, wo man am wenigsten an Gott dachte, aber am meisten an die Welt, daher von dem Tode am wenigsten wissen mochte.

„Noch war es nicht Tag geworden, so war die Kunde in jeglichem Hause: die alte Spinne sei losgebrochen; gehe aufs Neue todtbringend um in der Gemeinde; schon lägen Viele todt und hinten im Thale fahre Schrei auf Schrei zum Himmel auf von den Gezeichneten, die sterben müßten. Da kann man sich denken, welcher Jammer im Lande war, welche Angst in allen Herzen, was das für eine Weihnacht war in Sumiswald. An die Freude, die sie sonst bringt, konnte kein Mensch denken, und solcher Jammer kam vom Frevel

der Menschen. Der Jammer aber ward alle Tage größer, denn schneller, giftiger als das frühere Mal war die Spinne jetzt. Bald war sie zu vorderst, bald zu hinterst in der Gemeinde, auf den Bergen, im Thale erschien sie zu gleicher Zeit. Wie sie früher meist hier Einen, dort Einen gezeichnet hatte zum Tode, so verließ sie jetzt selten ein Haus, ehe sie Alle vergiftet; erst wenn Alle im Tode sich wanden, setzte sie sich auf die Schwelle und glockte schadenfroh in die Vergiftung, als ob sie sagen wollte: sie sei es und sei doch wieder da, wie lange man sie auch eingesperrt.

„Es schien als ob sie wüßte, ihr sei wenig Zeit vergönnt, oder als ob sie sich viele Mühe sparen wollte, sie that, wo sie konnte, Viele auf einmal ab. Darum lauerte sie am liebsten auf die Züge, welche die Todten zur Kirche geleiten wollten. Bald hier, bald dort, am liebsten unten am Kirchstaben, tauchte sie mitten in den Haufen auf, oder glockte plötzlich vom Sarge herab auf die Begleitenden. Da fuhr dann ein schreckliches Wehgeschrei aus dem begleitenden Zuge zum Himmel auf, Mann um Mann fiel nieder, bis der ganze Zug der Begleitenden am Wege lag und rang mit dem Tode; bis kein Leben mehr unter ihnen war, und um den Sarg ein Haufen Todte lag, wie tapfere Krieger um ihre Fahne liegen, von der Uebermacht erfaßt. Da wurden keine Todten mehr zur Kirche gebracht, Niemand wollte sie tragen, Niemand geleiten, wo der Tod sie streckte, da ließ man sie liegen.

„Verzweiflung lag überem ganzen Thale. Wuth kochte in allen Herzen, strömte in schrecklichen Verwünschungen gegen den armen Christen aus; an Allem sollte er Schuld sein.

„Jetzt auf einmal wußten Alle, daß Christen das alte Haus nicht hätte verlassen, das Gesinde nicht sich selbst überlassen sollen. Auf einmal wußten Alle, daß der Meister für sein Gesinde mehr oder minder verantwortlich sei, daß er wachen solle über Beten und Essen, wehren solle gottlosem Leben, gottlosen Reden und gottlosem Schänden der Gaben Gottes. Jetzt war Allen auf einmal Hoffart und Hochmuth vergangen, sie thaten diese Laster in die unterste Hölle hinunter, und hätten es kaum Gott geglaubt, daß sie dieselben noch vor wenig Tagen so schmähhch an sich getragen; sie waren Alle wieder fromm, hatten die schlechtesten Kleider an, und die alten verachteten Rosenkränze wieder in den Händen, und überredeten sich selbst, sie seien immer gleich fromm gewesen, und an ihnen fehlte es nicht, daß sie Gott nicht das Gleiche überredeten. Christen allein unter ihnen Allen sollte gottlos sein, und Flüche wie Berge kamen von allen Seiten auf ihn her. Und war er doch vielleicht unter Allen der Beste; aber sein Wille lag gebunden in seiner Weiber Willen, und dieses Gebundensein ist allerdings eine schwere Schuld für jeden Mann, und schwerer Verantwortung entrinnt er nicht, weil er anders ist, als Gott ihn will. Das sah Christen auch ein, darum war er nicht trotzig, pochte nicht, gab sich schuldiger dar, als er war; aber damit versöhnte er die Leute nicht, erst jetzt schrien sie einander zu, wie groß seine Schuld sein müsse, da er so viel auf sich nehme, so weit sich unterziehe, er ja selbst bekenne, er sei nichts werth.

Er aber betete Tag und Nacht zu Gott, daß er das Uebel wende; aber es ward schrecklicher von Tag zu Tag. Er ward es inne, daß er gut machen müsse, was er gefehlt, daß er sich selbst zum Opfer geben

müsse, daß an ihm liege, die That, die seine Ahnfrau gethan. Er betete zu Gott, bis ihm so recht feurig im Herzen der Entschluß empor wuchs, die Thalschaft zu retten, das Uebel zu sühnen, und zum Entschluß kam der standhafte Muth, der nicht wankt, immer bereit ist zur gleichen That, am Morgen wie am Abend.

„Da zog er herab mit seinen Kindern aus dem neuen Haus ins alte Haus, schnitt zum Loch einen neuen Zapfen, ließ ihn weihen mit heiligem Wasser und heiligen Sprüchen, legte zum Zapfen den Hammer, setzte zu den Betten der Kinder sich, und harrte der Spinne.

„Da saß er, betete und wachte, und rang mit dem schweren Schlasten festem Muthes und wankte nicht; aber die Spinne kam nicht, ob sie sonst allenthalben war, denn immer größer war der Sterbet, immer wilder die Wuth der Ueberlebenden. Mitten in diesen Schrecken sollte ein wildes Weib ein Kind gebären. Da kam den Leuten die alte Angst, ungetauft möchte die Spinne das Kindlein holen, das Pfand ihrer alten Pacht. Das Weib gebedrte sich wie unsinnig, hatte kein Gottvertrauen, desto mehr Haß und Rache im Herzen.

„Man wußte, wie die Alten gegen den Grünen sich geschützt vor Zeiten, wenn ein Kind geboren werden sollte, wie der Priester der Schild war, den sie zwischen sich und den ewigen Feind gestellt. Man wollte auch nach dem Priester senden, aber wer sollte der Bote sein? Die unbegrabenen Todten, welche die Spinne bei den Leichenzügen erfaßt, sperrten die Wege, und würde wohl ein Bote über die wilden Höhen der Spinne, die Alles zu wissen schien, entgehen können, wenn er den Priester holen wollte? Es jagten Alle. Da dachte endlich der Mann des Weibes, wenn die Spinne ihn haben wolle, so könne sie ihn daheim fassen wie e-

dem Wege; wenn ihm der Tod bestimmt sei, so entrinne er ihm hier nicht und dort nicht.

„Er machte sich auf den Weg, aber Stunde um Stunde rann vorüber, kein Bote kam wieder. Wuth und Jammer wurden immer entsetzlicher, die Geburt rückte immer näher. Da riß das Weib in der Wuth der Verzweiflung vom Lager sich auf und stürzte hin nach Christens Haus, dem tausendfach Verwünschten, der betend bei seinen Kindern saß, des Kampfes mit der Spinne gewärtig. Weither schon tönte ihr Geschrei, ihre Verwünschungen donnerten an Christens Thüre lange, ehe sie dieselbe aufriß und den Donner in die Stube ihm brachte. Als sie hereinstürzte so schrecklichen Angesichtes, da fuhr er auf, er wußte erst nicht, war es Christine in ihrer ursprünglichen Gestalt. Aber unter der Thüre hemmte der Schmerz ihren Lauf, an den Thürpfosten wand sie sich, die Fluth ihrer Verwünschungen ausgießend über den armen Christen. Er sollte der Bote sein, wenn er nicht verflucht sein wolle mit Kind und Kindeskindern in Zeit und Ewigkeit. Da überwallete der Schmerz ihr Fluchen, und ein Söhnlein war geboren vom wilden Weibe auf Christens Schwelle, und Alle die ihr gefolget waren, stoben ins Wette, des Schrecklichsten gewärtig. Das unschuldige Kindlein hielt Christen in den Armen; stechend und wild und giftig starrten aus des Weibes verzerrten Zügen dessen Augen ihn an und es ward ihm immer mehr, als trete die Spinne aus ihnen heraus, als sei sie es selbst. Da kam eine Kraft Gottes in ihn und ein übermenschlicher Wille ward in ihm mächtig; einen innigen Blick warf er auf seine Kinder, hüllte das neugeborne Kind in sein warm Gewand, sprang über das glänzende Weib, den Berg hinunter das Thal entlang, Sumiswald zu. Zur heiligen Weihe

wollte er das Kindlein selbst tragen, zur Sühne der Schuld, die auf ihm lag, dem Haupte seines Hauses; das Uebrige überließ er Gott. Todte hemmten seinen Lauf; vorsichtig mußte er seine Tritte setzen. Da ereilte ihn ein leichter Fuß, es war das arme Bübchen, dem es graute bei dem wilden Weibe, das ein kindlicher Trieb dem Meister nachgetrieben. Wie Stacheln fuhr es durch Christens Herz, daß seine Kinder alleine bei dem wüthenden Weibe seien. Aber sein Fuß stand nicht stille, strebte dem heiligen Ziele zu.

„Schon war er unten am Kilstalben, hatte die Kapelle im Auge, da glühte es plötzlich vor ihm mitten im Wege, es regte sich im Busche, im Wege saß die Spinne, im Busche wankte roth ein Federbusch und hoch hob sich die Spinne als wie zum Sprunge. Er rief Christen mit lauter Stimme zum dreieinigen Gott, und aus dem Busche tönte ein wilder Schrei; es schwand die rothe Feder; in des Bübchens Arme legte er das Kind und ergriff, dem Herren seinen Geist empfehlend, mit starker Hand die Spinne, die wie gebannt durch die heiligen Worte am gleichen Flecke sitzen blieb. Gluth strömte durch sein Gebein, aber er hielt fest; der Weg war frei und das Bübchen verständigen Sinnes eilte dem Priester zu mit dem Kinde. Christen aber, Feuer in der starken Hand, eilte geflügelten Laufes seinem Hause zu. Schrecklich war der Brand in seiner Hand, der Spinne Gift drang durch alle Glieder. Zu Gluth ward sein Blut. Die Kraft wollte erstarren, der Athem stocken, aber er betete fort und fort, hielt Gott fest vor Augen, hielt aus in der Hölle Gluth. Schon sah er sein Haus, mit dem Schmerz wuchs sein Hoffen, unter der Thüre war das Weib. Als dasselbe ihn kommen sah ohne Kind, stürzte es sich ihm entgegen, einer

Tigerini gleich, der man die Jungen geraubt, es glaubte an den schändlichsten Verrath. Es achtete sich seines Winkens nicht, hörte nicht die Worte aus seiner leuchtenden Brust, stürzte in seine vorgestreckten Hände, klammerte an sie sich an; in Todesangst muß er die Wüthende schleppen zum Hause herein, muß frei die Arme kämpfen, ehe es ihm gelingt, ins Loch die Spinne zu drängen, mit sterbenden Händen den Zapfen vorzuschlagen. Er vermags mit Gottes Hülfe. Den sterbenden Blick wirft er auf die Kinder, hold lächeln sie im Schläfe. Da wird es ihm leicht, eine höhere Hand schlen seine Bluth zu löschen, und laut betend schließt er zum Tode seine Augen, und Frieden und Freude fanden die auf seinem Gesichte, die vorsichtig und angstvoll kamen, zu schauen, wo das Weib geblieben. Erstaunt sahen sie das Loch verschlagen, aber das Weib fanden sie versengt und verzerrt im Tode liegen; an Christens Hand hatte sie den feurigen Tod geholt. Noch standen sie und wußten nicht, was geschehen war, als mit dem Kinde das Bübchen wiederkehrte, vom Priester begleitet, der das Kind schnell getauft nach damaliger Sitte, und wohlgerüstet und muthvoll dem gleichen Kampfe entgegen gehen wollte, in dem sein Vorgänger siegreich das Leben gelassen. Aber ein solch Opfer forderte Gott nicht von ihm, den Kampf hatte schon ein Anderer bestanden. Lange fasten die Leute nicht, welche große That Christen vollbracht. Als ihnen endlich Glaube und Erkenntniß kam, da beteten sie freudig mit dem Priester, dankten Gott für das neu geschenkte Leben, und für die Kraft, die er Christen gegeben. Diesem aber baten sie im Tode noch ihr Unrecht ab, und beschloffen mit hohen Ehren ihn zu begraben und sein Andenken stellte sich glorreich wie das eines Heiligen in Aller Seelen.

„Sie wußten nicht, wie ihnen war, als der so schreckliche Schreck, der fort und fort durch ihre Glieder zitterte, auf einmal geschwunden war, und sie mit Freunden wieder in den blauen Himmel hinauf sehen konnten, ohne Angst, die Spinne kriechen unterdessen auf ihre Füße. Sie beschloffen viele Messen und einen allgemeinen Kirchgang; vor Allem aber wollten sie die beiden Leichen bestatten, Christen und seine Drängerin, dann sollten auch die andern eine Stätte finden, so weit es möglich war.

„Es war ein feierlicher Tag, als das ganze Thäl zur Kirche wanderte, und auch in manchem Herzen war es feierlich, manche Sünde ward erkannt, manch Gelübde ward gethan; und von dem Tage an wurde viel übertriebenes Wesen auf den Gesichtern und in den Kleidern nicht mehr gesehen.

„Als in der Kirche und auf dem Kirchhofe viele Thränen geflossen, viele Gebete geschehen waren, gingen Alle aus der ganzen Thalschaft, welche zur Begräbnis gekommen waren — und gekommen waren Alle, die ihrer Glieder mächtig waren — zum üblichen Imbiß ins Wirthshaus. Da geschah es nun, daß, wie üblich, Weiber und Kinder an einem eigenen Tische saßen, die sämmtliche erwachsene Mannschaft aber Platz hatte an dem berühmten Scheibentische, der jetzt noch im Bären in Sumiswald zu sehen ist. Er ward aufbewahrt zum Andenken, daß einst nur noch zwei Duzend Männer waren, wo jetzt an zwei Tausende wohnen; zum Andenken, daß auch das Leben der Zweitausende in der Hand dessen stehe, der die zwei Duzend gerettet. Damals säumte man sich nicht lange an der Gräbt; es waren die Herzen zu voll, als daß viel Speise und Trank Platz gehabt hätte. Als sie aus dem Dorfe hervor auf die freie

Höhe kamen, sahen sie eine Röthe am Himmel, und als sie heim kamen, fanden sie das neue Haus niedergebrannt bis auf den Boden; wie es zugegangen, erfuhr man nie.

„Aber was Christen an ihnen gethan, vergaßen die Leute nicht, an seinen Kindern vergalteten sie es. Fromm und wacker erzogen sie dieselben in den frömmsten Häusern; an ihrem Gute vergriff sich keine Hand, obgleich keine Rechnung zu sehen war. Es wurde gemehret und wohl besorgt, und als die Kinder aufgewachsen waren, so waren sie nicht nur nicht um ihr Gut betrogen, sondern noch viel weniger um ihre Seelen. Es wurden rechtschaffene gottesfürchtige Menschen, die Gnade bei Gott hatten und Wohlgefallen bei den Menschen, die Segen im Leben fanden und im Himmel noch mehr. Und so blieb es in der Familie, und man fürchtete die Spinne nicht, denn man fürchtete Gott, und wie es gewesen war, so soll es, so Gott will, auch bleiben, so lange hier ein Haus steht, so lange Kinder den Eltern folgen in Wegen und Gedanken.“

Hier schwieg der Großvater, und lange schwiegen Alle, und die Einen sannem dem Gehörten nach, und die Andern meinten, er schöpfe Athem und fahre dann weiters fort.

Endlich sagte der ältere Götti: „An dem Scheibentisch bin ich manchmal geseffen und habe vom Sterbet gehört und daß nach demselben sämtliche Mannschafft in der Gemeinde daran Platz gehabt. Aber wie Punktum alles zugegangen, das konnte mir Niemand sagen. Die Einen stürmten dieß, und Andere anders. Aber sage mir, wo hast du denn Alles das vernommen?“

„He, sagte der Großvater, das erbt sich bei uns vom Vater auf den Sohn, und als das Andenken da-

von bei den andern Leuten im Thale sich verlor, hielt man es in der Familie sehr heimlich und scheute sich, etwas davon unter die Menschen zu lassen. Nur in der Familie redete man davon, damit kein Glied desselben vergeße, was ein Haus bauet, und ein Haus zerstört; was Segen bringt und Segen vertreibt. Du hörst es meiner Alten wohl noch an, wie ungern sie es hat, wenn man so öffentlich davon redet. Aber mich dünkt, es thäte je länger je nöthiger davon zu reden, wie weit man es mit Hochmuth und Hoffart bringen kann. Darum thue ich auch nicht mehr so geheim mit der Sache, und es ist nicht das erste Mal, daß ich unter guten Freunden sie erzählte. Ich denke immer, was unsere Familie so viele Jahre im Glücke erhalten, das werde andern auch nicht schaden, und recht sei es nicht, ein Geheimniß mit dem zu machen, was Glück und Gottes Segen bringt.“

„Du hast recht, Wettermann, antwortete der Götti, aber fragen muß ich dich doch noch: war denn das Haus, welches du vor sieben Jahren einrißest, das uralte, ich kann das fast nicht glauben.“

„Nein, sagte der Großvater. Das uralte Haus war gar baufällig geworden schon vor fast dreihundert Jahren, und der Segen Gottes in Feldern und Matten hatte schon lange nicht mehr Platz darin. Und doch wollte es die Familie nicht verlassen und ein neues bauen durften sie nicht, sie hatte nicht vergessen, wie es dem früheren ergangen. So kam sie in große Verlegenheit, und fragten endlich einen weisen Mann, der zu Haslebach gewohnt haben soll, um Rath. Der soll ihnen geantwortet haben: ein neues Haus könnten sie wohl bauen an die Stelle des alten und nicht anderswo, aber zwei Dinge müßten sie wohl bewahren,

das alte Holz worin die Spinne sei, den alten Sinn, der ins alte Holz die Spinne gestossen, dann werde der alte Segen auch im neuen Hause sein.

„Sie bauten das neue Haus und fügten ihm ein mit Gebet und Sorgfalt das alte Holz, und die Spinne rührte sich nicht, Sinn und Segen änderten sich nicht.

„Aber auch das neue Haus ward wiederum alt und klein, wurmföchtig und faul sein Holz, nur der Posten hier blieb fest und eisenhart. Mein Vater hätte schon bauen sollen, er konnte es erwehren; es kam nun an mich. Nach langem Zögern wagte ich es. Ich that wie die Früheren, fügte das alte Holz dem neuen Hause bei und die Spinne regte sich nicht. Aber bestehen will ich es: mein Lebtag betete ich nie so brünstig wie damals, als ich das verhängnißvolle Holz in Händen hatte; die Hand, der ganze Leib brannte mich, unwillkürlich mußte ich sehen, ob mir nicht schwarze Flecken wüchsen an Hand und Leib, und ein Berg fiel mir von der Seele, als endlich alles an seinem Orte stand. Da ward meine Ueberzeugung noch fester, daß weder ich noch meine Kinder und Kindeskinde etwas von der Spinne zu fürchten hätten, so lange wir uns fürchten vor Gott.“

Da schwieg der Großvater, und noch war der Schauer nicht verfliegen, der ihnen den Rücken heraufgekrochen, als sie hörten, der Großvater hätte das Holz in Händen gehabt, und sie dachten, wie es ihnen wäre, wenn sie es auch darein nehmen müßten.

Endlich sagte der Better: „Es ist nur schade, daß man nicht weiß, was an solchen Dingen wahr ist. Alles kann man kaum glauben, und etwas muß doch an der Sache sein, sonst wäre das alte Holz nicht da.“

„Sei jetzt daran wahr, was da wolle, so könne man viel daraus lernen, sagte der jüngere Götli, und dazu hätten sie noch kurze Zeit gehabt, es dünke ihn, er sei erst aus der Kirche gekommen.“

„Sie sollten nicht zu viel sagen, sagte die Großmutter, sonst fange ihr Alter ihnen eine neue Geschichte an, sie sollten jetzt auch einmal essen und trinken, es sei ja eine Schande, wie Niemand esse und trinke. Es solle doch nicht alles schlecht sein, sie hätten alles angewendet, so gut sie es verstanden.“

Nun ward viel geessen und viel getrunken und zwischendurch gewechselt manche verständige Rede, bis groß und golden am Himmel der Mond stund, die Sterne aus ihren Kammern traten, zu mahnen die Menschen, daß es Zeit sei, schlafen zu gehen in ihre Kämmerlein.

Die Menschen sahen die geheimnißvollen Mahner wohl, aber sie saßen da so heimelig und Jedem klopfte es unheimlich unterm Brusttuch, wenn er ans Heimgehn dachte, und wenn es schon Keiner sagte, so wollte doch Keiner der Erste sein.

Endlich stund die Gotte auf und schickte mit zitterndem Herzen zum Weggehen sich an, doch es fehlte ihr an sicheren Begleitern nicht, und mit einander verließ die ganze Gesellschaft das gastliche Haus mit vielem Dank und guten Wünschen, trotz allen Bitten an Einzelne, an die Gesammtheit: doch noch länger zu bleiben, es werde ja nicht finster.

Bald war es still ums Haus, bald auch still in demselben. Friedlich lag es da, rein und schön glänzte es in des Mondes Schein das Thal entlang, sorglich und freundlich barg es brave Leute in süßem Schlummer, wie die schlummern, welche Gottesfurcht und gute

Gewissen im Busen tragen, welche nie die schwarze Spinne, sondern nur die freundliche Sonne aus dem Schlummer wecken wird. Denn wo solcher Sinn wohnt, darf sich die Spinne nicht regen, weder bei Tage noch bei Nacht. Was ihr aber für eine Macht wird, wenn der Sinn ändert, das weiß der, der Alles weiß, und Jedem seine Kräfte zutheilt, den Spinnen wie den Menschen.



Der Ritter von Brandis.

Diese Sage und ihre Umrahmung sind der kleinen Schrift entnommen, welche unter dem Titel: „Die Wassernoth im Emmenthal“, im Jahr 1838 bei Langlois in Burgdorf heraus kam.

Diese Sage nebst einer bedeutenden Anzahl Stellen der genannten Schrift wurden von Herrn Seeger geverset, gereimt und in verschiedene Zeitschriften, namentlich in das Morgenblatt, eingerückt. Da aber Herr Seeger nicht angegeben hat, wessen Worte er versete und reimte, so glaubt der Verfasser jener Schrift und Herausgeber dieser Schrift das Recht zu haben, es hier zu sagen, damit er von dem Verdacht frei bleibe, als ob er es wäre, der des Herrn Segers Reime unger reimt dem Publikum auf-tische.

Sonntag Abends den 13. August 1837 stand auf der Brücke zu Lüzelsflüh, welche auf der Straße von Luzern nach Bern über die bernerische Emme führt, eine bedeutende Menge.

Eine angstvolle, seltsame Woche war dem Tage des Herrn vorangegangen.

Ein schwer Gewitter, den 4. August, schien den Herbst herbeigerufen zu haben, der nun einen gräßlichen Kampf mit dem Sommer rang. Nebelvoll, herbstlich waren die Morgen, man glaubte das Läuten der Röhre, der Hunde Jagdgebell hören zu müssen; gegen Mittag brannte die Sonne durch die Dünste in verdoppelter Gluth, und am Abend hallten von des Donners gewaltiger Stimme die Berge wieder.

Ganze Nebelheere hatten in die Schweiz sich gezogen, waren über die Berge gestiegen, hatten in die Thäler sich gestürzt und lagerten sich grau und müßig über den Thalgründen und an den Thälwänden. Von allen Seiten waren sie hergekommen, als ob alle Mächte der ehemaligen sogenannten heiligen Allianz, die rings uns umwohnen, in ihren Ländern alle Dünste, alles die Luft trübende zusammengeblasen und fortgeblasen hätten über ihre Grenzen, über unsere Berge herein, daß es sich da ablagere und niederschlage zu Graus und Verderben der arglosen Schweizer. Astronomen

berichteten später, in Deutschland und besonders in dessen Norden, wo die pffiffigen Preußen wohnen, die witzigen Berliner, die Morgens und Abends unsern Herrgott bedauern, weil er nicht Witz macht wie sie, sei die Atmosphäre nie so lauter und durchsichtig gewesen, wie in jenen Tagen des Augusts, wo am Morgen Nebelmassen, am Abend Wolkenmassen schwarz und schwer den Schweizern über die Köpfe hingen. Später vernahm man, daß das seltsame Wetter mit einem Sturme auf den westindischen Inseln, welcher den 2ten August mit seltener Heftigkeit wüthete, seinen Anfang genommen. Diese Massen waren nicht arglose Wölkchen, die auf sanfter Winde leisen Fittigen reisen von Land zu Land und rosenroth in der Abendröthe Schein lächeln übers Land herein; die Massen bargen Verderben in ihrem Schooße, trugen es unter Bliß und Donner über das ganze Land.

Sie begannen die Ergüsse ihrer Wuth am blauen Berge, jagten die Kühe in die Sennhütten, schwemmten den Längnauern ihre Schweine durchs Dorf, erschreckten mehr als sie schädeten. Dann zogen sie vom Jura weg das Land hinauf, der Hauptstadt zu, trüb und feucht; und über der Hauptstadt wetterten sie zwei Tage lang. Bäume brachen, Häuser krachten, Thürme wankten, bleich verstummte der Mensch, barg sein sündig Haupt in des Hauses sichersten Winkel.

Von da wälzten sie sich, jeden Tag von neuen Dünsten schwerer, durch neue Nebelmassen gewaltiger, das Land hinauf den Bergen zu. Aber zu reich gesättiget, vermochten sie sich nicht zu schwingen über der hohen Berge hohe Firnen dem trockenen Italien, dem weiten Meere zu. Schon an den Voralpen blieben sie hängen, tobend und wild, sprühten um sich mit ge-

waltigen Wassergüssen. Den 12. August wurden die Truber, die Schangnauer, die Marbacher und Escholz-
matter tüchtig eingeschwenmt; die Röhrenbacher mein-
ten argen Schreck erlebt zu haben, Menschenleben gingen
verloren, viel Land wurde verwüftet. Die zwei wilden
Schwestern, von verschiedenen Müttern geboren, die
jornmüthige Emme, die freche Ilfis stürzten brüllend,
aufbegehrend, in rasender Umarmung das Land hinab,
entsetzten Brücken und Menschen, und überall ward es
ihnen zu enge im weiten Bette. Am allgewaltigen
Strome stand bebend der Mensch. Er fühlte die Grän-
zen seiner Macht, fühlte, daß nicht er es sei, der die
Wasserströme brausen lasse über die Erde und sie wieder
zügeln mit kühner mächtiger Hand.

So wild und zügellos war die Emme lange nicht
gesehen worden, unzählbare Tannen, borstigen Schup-
pen gleich, bedeckten ihren grauen Rücken, der Mensch
erwartete Entsetzliches, aber die Hand, die sie losge-
lassen, zügelte sie wieder, die Gefahr entfloß, in sein
Bette gebunden ward der ohnmächtig gewordene Strom.

Bleich erhob sich Tags darauf, Sonntag den 13ten
August, die Sonne über ihrem lieben Ländchen. Der
Mensch glaubte, der Schreck von gestern, als sie so
schnell vom wilden Wolkenheer überzogen ward, weile
noch auf ihren Wangen; der arme Mensch wußte nicht,
daß das Grauen vor dem, dessen Zeuge sie sein sollte
an selbigem Tage, auf der lieben Sonne Antlitz war.

Still verfloß im unteren Lande der Sonntag; Be-
sonderes ahnete kein Mensch, aber vom gestrigen Schreck
redete man, welchen die bereits verlaufene Emme ver-
ursacht. Gegen drei Uhr Nachmittags sah man wohl
einen schwarzen Wolkenrand über die obern Berge sich
erheben, im Rande sah man Blitze und Regen; ein

dumpher Donnerlaut drang zuweilen ins untere Thal, aber man achtete sich dessen kaum, weil es zu gewöhnlich war. Dunkler ward der Himmel, kleine Tropfen fielen spärlich, dann strich ein schöner Regen übers Land, und ihre Tabakspfeifen rüsteten gelassen die Männer, dem sonntäglichen Schoppen nachzugehen. Aber wenn der Mensch wüßte zu jeder Stunde, wie es andern Menschen wäre zur selben Stunde, selten wäre ihm eine glückliche Stunde vergönnt.

Da donnert es auf einmal so schrecklich und seltsam von den Bergen her ins friedliche sonntägliche Gelände, näher und immer näher, ein bleicher Schreck legte sich über die Gesichter der Menschen; die Meisten kannten diesen Donner nicht, der so schrecklich näher und näher donnerte.

Nur die Alten kannten ihn, denn er wird gar selten gehört, und als sie ihn nannten, als sie sagten, das sei der Emme Gebrüll, wie man es in einem Jahrhundert selten zweimal höre, und seit dem Jahre 1764 nicht mehr vernommen; da stürzte die Menge dem Ufer, der Brücke zu.

Noch floß trüb und matt der Strom unter der Brücke, aber Windstöße strichen über dieselbe und näher und näher wälzte der Donner sich. Lebendig, schwarz ward es weit oben auf dem Bette der Emme, ein schauerlich Gewimmel rollte heran, ein ungeheurer Leib, dessen tausend Glieder sich durcheinander wanden, über einander fuhren, in einander sich schlangen und bargen. Der Druck der Luft, der schwere mit Mergel gesättigte Strom trieb vor sich her rollend, polsternd eine Masse leichten Holzes. Es war als hätte er mit demselben seine Stirne gewappnet zu desto wilderem Anlauf. Es war aber ein entsetzlich Schauen, wie dieser Holzstoß,

von einer unsichtbaren Macht getrieben, daher wirbelte, als wäre in jedem Stücke ein eigenes Leben, als suchte jedes sich zu retten und konnte nicht. Da spritzte zwischen dem dunkeln Gerölle das graue Wasser auf, und Woge um Woge bäumte sich höher empor, ihre Häupter zerschlugen sich an der Brücke, ihre Zungen leckten über Lentische. Mit Entsetzen sah man in diese schäumende Wuth hinein, in welcher Hausgeräthe tanzte von jeglicher Art; Bütten Spinnräder jagten, Tische Züber vor sich her trieben, Körbe, ja Wiegen dahin fuhren, ganze Stücke von Häusern und Brücken anfuhrten. Jedes Herz brach in Jammer aus über das entseßliche Unglück, das man nicht sah, dessen Zeugen aber der immer lauter brüllende Strom an den Augen vorüber führte. Dem leichtern Geräthe führte er die gewaltigen Tannen nach, Tausend um Tausend, welche er bei den Sägen nahm und aus den Wäldern, stürmte mit ihnen die Brücke, stauchte zu Hunderten sie auf, schmetterte Trämel um Trämel an die Joche, schleuberte in wüthendem Grimme ganze Tannen wie Schwefelhölzer über die aufgestauchten Haufen hin an die Brücke hoch empor, doch umsonst. Da wälzte er das Dach einer gebrochenen Brücke heran, sperrte damit die Bahn zwischen den beiden Jochen mitten im Strome, warf Tanne um Tanne dazu und stemmte mit der unermesslichen Gewalt seines ganzen Gewichtes sich gegen die Brücke; sie bog sich, sie krachte, hoch auf spritzten die Wasser mit jauchzendem Gebrülle. Ein jäher Schreck ergriff die Menschen auf der Brücke, kaum trugen sie die zitternden Glieder auf sichern Grund; ein angstvolles Bangen klemmte die Herzen der Umstehenden zusammen, in des Menschen Brust stockte die Stimme. Der Nachbar faßte am Arme den Nachbar, und hier und da

ein Jetzt, Jetzt, wurde hörbar unter der lautlosen Menge.

Da zerschlug in seiner Wuth der Strom sein eigen Werk, schmetterte einen ungeheuren Baum an das schwellende Dach; statt der Brücke borst das Dach und verschwand unter der Brücke in den sich bäumenden Wellen. Da ward der Durchgang den Wassern wieder geöffnet, die Stimme wieder frei in der Menschen Brust und aus jeder stieg ein freudiges Gottlob als Opfergabe zu dem empor, der dem Verderben seine Schranken setzt. Das Aergste hatte man erwartet, als blinde Wuth sich selbst den Weg verlegte, da half Gott, und die maßlose Wuth mußte die eigenen Zwecke selbst zerstören.

Doch wenn auch diese Gefahr vorüber war, so brachte jeder Augenblick eine neue; die Wasser nahmen nicht ab, immer frische Lannen stürmten daher. Die Brücke bebte ununterbrochen in den Holz- und Wasserstößen. Die Post wagte sich nicht hinüber, nur die verwegensten Menschen betraten sie. Die Nacht kam, Wolken lagen am Himmel, deckten den Mond; aber das Donnern der unsichtbaren Fluth erfüllte mit dreifachem Grausen die Menschen. Zuweilen rissen die Wolken auseinander, durch die Spalte warf der Mond sein Licht auf die Wassermüste, seine blassen Strahlen erleuchteten Streifen des schauerlichen Bildes.

Dann sah man die Spitzen der Wogen wie Silber funkeln, Lannen im Wasser sich bäumen oder wiegen, riesigen Schlangen gleich, sah ganze Bäume sich heben, ihre dunkeln Nester strecken aus stimmerndem Wellenschäum, ungeheuren Kracken ähnlich, die ihre Arme ausbreiteten in den ungewohnten Wassern. Plötzlich schloß die Spalte in den Wolken sich, das Licht schwand,

in Nacht war das grause Bild versunken, im Donner der Fluth hörte man es an sich vorüber fahren.

Endlich, schon 10 Uhr wars, nahmen die Wasser ab; die größte Gefahr war vorüber, aber nicht die Aufregung der Menschen. Zur Ruhe konnten die Männer noch nicht; die Angst um das Unbekannte, was geschehen war, der Trieb, zu vernehmen, was Andere wußten, trieb sie zusammen zu den Schoppen, von denen die Emme sie abgerufen hatte. Und wie auf Windesflügeln flog allerlei Kunde den Fluß hinauf, den Fluß hinab, man wußte nicht wer sie brachte, woher sie kam; aber einem elektrischen Schläge gleich war sie in allen Ohren, und jeder Mund sprach gläubig sie nach. Eine halbes Duzend Dörfer sollten zerstört, ungezählte Menschenleben verloren gegangen sein; Viele nannte man mit Namen, erzählte ihres Todes Art und Weise. Mit der Ruegsaubrücke sollten wenigstens fünfzig Leben dem Tode zur Beute geworden sein; mit dem Lochbachsteg nicht ganz so viele, aber desto vornehmere, und wie die Brücken zu Burgdorf, Kirchberg und Bätterkinden gebrochen worden, wußte man ganz genau.

Neben dem, was in der Ferne sich zugetragen, erzählte man sich Dinge, die an Ort und Stelle vorgefallen sein sollten, die von befreundeten Augen gesehen worden, und wer sie einmal weiter erzählt, bildete sich das Zweitmal in der innigen Ueberzeugungen an ihre Wahrheit ein, sie selbst gesehen zu haben.

Noch auf der Brücke von Lüzelsflüh erzählte man sich von Kühen, welche lebendig darunter durchgeschwommen, von einem Kinde, das schlafend in der Wiege, von Männern, welche auf einer Tanne unter der Brücke durchgeritten vor Aller Augen. Man erzählte: Auf dem Klapperplage, eine Stunde oberhalb Lüzelsflüh

hätte die Emme eine Bäuerin sammt Ross und Wagen fortgenommen, diese unter der Brücke durchgefahren, das Ross eingespannt lebendig voraus, die Bäuerin holzgrabe, munter und fett hinten auf dem Sitze, das Leitsseil in der einen Hand, in der andern aber ein rothes Rastuch, mit welchem sie sich die Augen getrocknet, und als sie gegen die Brücke gekommen, hätte sie zu den Leuten auf derselben gesagt: Guten Abend geb euch Gott! Ja man erzählte: Auf einem ganz aufrechtstehenden Kirschbaum sei einer dahergeschwommen, und derselbe habe in seiner Seelenangst immer zugekirset. Als er gegen die Brücke gekommen, habe er seinen Kraten, welcher voll gewesen, den Leuten daselbst entgegengestreckt und gesagt: Rät, wenn d'r mögigt!

Es ist eine merkwürdige Sache, wie bei großen Unglücksfällen an Ort und Stelle, und noch während das Unglück waltet, Dinge erzählt werden, ob denen die Haare Einem zu Berge stehen; sie sind lauter Zug und Trug, werden geglaubt wie das Evangelium von Mann zu Mann, und wie sie entstanden, und von wem sie gekommen, wird nie ergründet.

Aber selten auch wird ein bedeutendes Unglück sich ereignen, welches nicht durch besondere Zeichen angekündigt worden sein soll.

Als die Menschen bei ihrem Schoppen saßen, die erzählten Unglücksfälle satzfam verhandelt hatten, die Nacht mit ihren geheimnißvollen Schauern näher ihrer Mitte rückte, sagte Einer: Die furchtbare Wassernoth hätte ihm jüngst Einer vorausgesagt, er habe sich aber leider seiner Worte nicht geachtet. Es sei ein Holzhändler gewesen, der ihm erzählt habe, wie er vor wenig Tagen Wälder hinter Röthenbach besichtigt und dort Kröten oder Frösche auf Tanngrößen angetroffen

hätte. Wenn diese Thiere sich in die Höhe flüchten, so sei dieß ein sicheres Zeichen einer nahen Wasserfluth, in welcher sie nicht sicher auf Erden wären.

Dieß hätte er nicht gewußt, sagte ein Anderer; aber ganz natürlich komme es ihm vor, merkten die Katzen ja das Erdbeben und flüchteten sich. Doch hätte auch er es bestimmt gewußt, daß die Emme anlaufen werde. Ob Niemand in vergangener Nacht gehört hätte, wie Pfähle geschlagen worden seien längs der Emme, wie man es immer höre, wenn sie anlaufe. Nun wußten Alle von diesem Pfähleschlagen, und Einige hatten es gehört in vergangener Nacht, und Alle bezeugten, daß es eine sichere Vorbedeutung sei, und gar zu gerne hätten sie vernommen, was es eigentlich sei, von wem es herrühre, aber dieses wußte Keiner. Stille in einer Ecke war ein Männlein gesessen und hatte zu Allem kein Wort gesagt. Aber als Einer ausrief, es reute ihn ein Fünfsbägnier, ja zwei nicht, wenn Einer ihm erzählen könnte, aber Punktum die Wahrheit, wer diese Pfähle schlage der Emme nach in den Wehren und Schwellen; denn Jemand müsse es sein, man höre zu deutlich Streich auf Streich. Da that jenes Männchen den Mund auf und sprach: wenn jenes Versprechen gehalten werde, so wolle er erzählen, wer schwellen müsse um Mitternacht vor jeglicher Wassergröße, seine Großmutter hätte es ihm viel Hundertmal erzählt, und die hätte mehr gewußt als gegenwärtig die meisten Leute. Da ward ihm alsobald ein schöner Lohn verheißen, und er begann, was unten zu lesen.

„Wo das Schloß Brandis gestanden, welches verbrannt wurde, als die Franzosen kamen, das wißt ihr Alle; es war ein schönes Schloß, weit und breit ward es gesehen, und schön stund es dem Lande. Vor vielen

hundert Jahren stund das Schloß Brandis nicht auf der gleichen Stelle, sondern auf dem steilen Hügel oberhalb, von wo man gar weit umher sah im Lande und hinein in so manchen Graben. Da hausten die Freiherren von Brandis von uralten Zeiten her, ein reiches aber grimmiges Geschlecht, sicher vor Feinden wohnten hinter ihrem Schilde ihre Angehörigen; aber was ihren Herren in Sinn fiel, das thaten diese, und sie mußten es dulden, ohne Recht und ohne Klage. Der Zwingsherr, von dem ich erzählen will, war unter allen der Grimmigste, und ärger als das Vieh behandelte er seine Leute. Er war grausam reich, und doch thaten ihm seine Leute nie genug, mußten für ihn jagen, fischen, pflügen, holzen u. s. w., vielmehr als verbriefet war. Aber er hatte die Gewalt, was frug er daher den Briefen nach. Weit und breit war sein das Land. Da saß er ganze Tage auf hohem Thurm und schaute übers Land, schaute, wie man arbeitete für ihn, schaute nach einer müßigen Hand. Wo er Einen lässig sah oder matt, da sprengte er auf fuchsrothem Hengste an ihn hin und züchtigte ihn auf unmenschliche Weise, oder geißelte ihn Abends im Schloßhofe mit eigener Hand. Je mehr Arbeit er forderte, um so weniger gab er ihnen zu essen; wollten sie bleiben bei der Kraft, entrinnen der Peitsche, so mußten sie essen, was Weiber und Kinder für sich gepflanzt hatten, und Weiber und Kinder mußten arbeiten, was sonst die Männer thaten. Aber die hatten selten mehr einen Tag für sich, und doch waren sie ihm dieses Alles laut ihren pergamentenen Briefen nicht schuldig.

„Aber wenn Einer nur ein Wort redete von diesen Briefen, oder daß ihm etwas nicht recht sei, so ward er ins Thurmlöch geworfen und unter Kröten und

Schlangen ließ ihn der Zwingherr vermodern. Weithin durchs Thal hörte man diese Gefangenen schreien und jammern, wenn der Freiherr oder der Hunger, oder das giftige Ungeziefer sie marterten.

„Einmal konnten die Leute einen ganzen Winter nichts arbeiten für sich, nicht einmal holzen, geschweige dann schwellen an der Emme, und doch war die Schwelle weg und schon im vergangenen Herbst die Emme eingebrochen und hatte großes Unheil angerichtet. Gerade da soll es gewesen sein, wo jetzt Farb und Bleiche stehen. Sie mußten einen unnöthigen Bau dem Zwingherrn bauen, und in seiner zornigen Ungeduld preßte er Menschen und Vieh fast das Leben aus.

„Da merkte in den Märztagen der Müller eines Abends, daß der Flühlust (Föhn) über die Berge komme vom warmen Italien her, und daß der Styggrad seinen schwarzen Weg bekommen hatte, von oben bis unten, das sicherste Zeichen von eintretendem Thauwetter. „Marei, sagte er seiner Frau, morgen soll ich Steine führen von Oberburg her, zum verfluchten Bau, aber das darf ich nicht. Sieh wie der Styggrad den schwarzen Streifen hat und grausam viel Schnee in den Flühnen liegt. Schmilzt der Schnee und haben wir nicht geschwellt, so nimmt die Emme uns Haus und Mühle weg. Ja, ich will Morgen früh hin aufs Schloß, und dem Herrn es sagen, daß geschwellt werden muß, ist es doch zu seinem Nutzen wie zu meinem, und wo es zu seinem Nutzen geht, da hat er noch Verstand.“ „„Uli, hat darauf die Frau gesagt, ins Schloß gehst du mir bei Leib und Sterben nicht, Verstand suche beim Herrn nicht. Besser ist es, die Emme nehme die Mühle weg, als der Herr schlage den Kopf dir ein;

Mühlen kann man neue bauen, aber Kopf kriegst du keinen andern, wenn der Herr den Deinen dir eingeschlagen.““

„Aber der Müller gab der Frau nicht nach; die Mühle war ihm lieb, und seinem Kopfe traute er was; die halbe Nacht disputirte sie mit ihm, er aber wars gewohnt, und im Schlafe störte es ihn nicht. Aber am Morgen, während sie noch schlief, machte er sich auf, dem Schlosse zu, und betete in der Kirche von Lüzelsflüh, die an seinem Wege lag, noch zwei Unser Vater; denn zur selben Zeit beteten nicht nur die Müller noch, sondern sogar die Bäuerlein.

„Der Müller war ein mächtiger Mann, sein Rücken war wie ein Tennthor breit, aber doch wurden ihm die Beine schwer, als er den Schloßweg aufging. So früh er auch war, so war doch im Schlosse oben schon gewaltiger Lärm; Hunde bellten im Hofe, Pferde wieherten, Knechte klirrten mit Waffen und mitten im Hofe stand demüthig ein Bäuerlein.

„Demselben waren zwei Bären in die Heerde gebrochen und ihrer Spur war er nachgegangen, sie führte gerade zur Hölle; so heißt noch heut zu Tage ein dunkler Waldgrund auf der Egg, zwischen Lüzelsflüh und Affoltern. Die Hölle war er umgangen, die Bären waren darin, die Rache trieb ihn zum Schlosse, dem Ritter die Bären zu verrathen. Wen nicht was besonders trieb, ging nicht freiwillig zum Schlosse. Aus dem Bette war der Freiherr gefahren, hatte Jagd befohlen, befohlen, so viel Bäuerlein zusammen zu treiben als möglich; er lechzte nach Bärenstreit und Bärenfleisch, am Bauernfleisch aber war ihm nichts gelegen

„Zugleich mit dem Müller trat er in den Hof, rasend in schwerer Rüstung, fast sieben Schuh hoch, mit rothen Augenbraunen fast fingerslang. Sein graues Augenpaar bligte wild durch den Hof, Flüche donnerte sein härtiger Mund über die Knechte, die ihm zu langsam schienen in seiner Bärenbrunst. Da nahm der Müller sein Herz in beide Hände, stellte sich ihm unter das Gesicht und bat mit demüthigen Geberden gar dringlich: daß der hohe Herr ihm doch gestatten möchte, zu Hause zu bleiben mit noch Einigen, zu schwellen an der Emme, sonst gehe Haus und Hof zu Grunde. Der Flühlust gehe, der Stygggrad habe einen Weg fast so breit wie der Schloßweg; schon regne es warm über die Berge und Schwelle sei keine mehr, wie der Freiherr selbst gesehen. Wie er so geredet, schlug mit eisernem Handschuh der Ritter den Müller aufs Maul, und donnerte die Worte ihm zu: „Wohl, die Steine magst du lassen, aber die Bären hilfst du treiben; die Steine fährt du morgen; die Mühle ist mein, und was die Emme mit ihr macht, kümmere dich nicht.“ Der Müller wollte noch einmal ansetzen zur Rede, aber der Ritter, schon zu Ross, schlug ihn auf den Kopf mit der Eisensfaust, trieb ihn mit bäumendem Rosse zum Thore hinaus, und voran durch den schmelzenden Schnee mußte der Müller dem Ritter. Mit altem Buchenlaube wischte der Müller sein blutend Gesicht ab, aber sein wuthblutendes Herz konnte er mit keinem Laube abwischen.

„Rasch ritt der Ritter der Hölle zu, voran der Müller, er mochte nicht erwarten bis er darinnen war; rasch trieben die Knechte die leuchenden Bäuerlein nach. Als sie hinaus kamen, wo jetzt Neuegg liegt, weit außen auf der Egg, fand sich die Bärenspur und

fährte schnurstracks zur Hölle. Die Schlucht ward umgangen, die Jäger verstellten sich, die Hunde blieben gefoppelt, die Bäuerein begannen zu treiben. Der Ritter wagte lieber Bauern als Hunde an die gefährliche Jagd.

„Die Bären hielten hart, wie kein Wild gerne sein trocknes Lager verläßt, wenn der Sturm beginnt. Endlich stürzten sie, fast berührt von den Treibern, aus dem finstern Schlund und brummend und zornig aus dem Dickicht, beide schnurstracks auf den Ritter zu. Derselbe stand, abgeseffen vom Rosse, mit Schwert und Spieß gerüstet, alleine in der Rinne, durch welche die Bären kamen, stellte sich ihnen entgegen, wie eine Mauer, wehrte sich handlich mit Schwert und Spieß, aber zwei wüthende Bären sind doch mehr als ein Ritter, der abgeseffen vom Rosse, darhalten muß. Der Müller, der Erste unter den Treibern, sah des Ritters Drangsal, gedachte als ein biederer Schweizermann nicht an das Vergangene, sondern nur, daß in Bärennoth ein Mensch sei; dem Ritter sprang er zu Hülfe und schnell waren die Bären gefällt, lagen todt auf blutigem Grunde.

„Der Ritter saß wieder hoch zu Ros; auf Schlitten waren die Bären gelegt, die Bäuerein zogen die Schlitten; der Müller zog mit an den Schlitten, und kein Wort des Dankes hatte ihm der Ritter gesagt. Sie hatten ein mühselig ziehen. Der mit dem warmen Winde gekommene Regen hatte Schnee und Boden aufgeweicht und des Müllers Kraft war nöthig. Als sie an Schaufelbühl vorbei gezogen waren und hervor gegen die Hochwacht kamen, wo man niedersieht auf die Emme und hin an die Furrenfluh, unterhalb welcher, aber diesseits des Stromes, die Mühle steht, sahen sie

der Emme tobende Wuth und wie sie bereits ins Land gebrochen, durch den Farbschachen niederstuhete. Da ließ der Müller ungefragt seinen Schlitten fahren, stürzte durch Wald und Weid ins Thal hinab, den nächsten Weg seiner Mühle zu. Aber schon fand er sie nicht mehr, fand oben an der Halde Weib und Kinder, aber der Säugling fehlte. Nachbarn hielten das verzweifelte Weib, welches in die Fluthen sich stürzen wollte, dem ertrunkenen Kinde nach. Lautlos, mit gerungenen Händen stand der Müller über dem wilden Wasser und der Halde Rand. Da kam auf fuchbrothem Hengste der Ritter angesprengt, fuhr mit Loben und Drohen auf den Müller ein, daß er ungefragt und unerlaubt den Schlitten verlassen.

„Der aber hob seine Fäuste geballt zum Ritter auf und nannte ihn Kindesmörder und des Teufels leibhaftiger Sohn. Da schmetterte des Ritters Streitart auf seinen Ketter nieder, dem er kein Wort des Dankes gesagt, und mit geborstnem Schädel stürzte dieser rücklings die Halde hinab in die wilde Fluth. Als die Müllerin sah des Ritters That, riß sie sich aus den haltenden Armen, hob hoch zum Himmel ihre Hände und verfluchte den Ritter, daß er keine Ruhe im Grabe haben solle, sondern Emme auf, Emme ab schwellen müsse in dunkler Nacht, bei drohender Wassergröße, und stürzte sich Mann und Kinde nach in die Wellen. Lange noch sah die betäubte Menge blutige Kreise von des Müllers gebrochnem Schädel das Wasser niederziehen, und neben ihnen hochaufgestreckt die fluchende Hand der Müllerin. Trozig sah der Ritter über die betäubte Menge den verschwindenden Leichen nach; trozig, würdig seines trozigen Geschlechtes, ritt er heim und trozig geberdete er sich je einen Tag wie den an-

bern. Aber eine unsichtbare Gewalt schien den mächtigen Leib zu verzehren; er fiel Tag um Tag sichtbarlich zusammen, und ehe das Jahr um war und der Flühlust wieder kam von den Bergen her, ward der trostige Freiherr von Brandis begraben zu Lüzelsküh. Dort liegt er tief in der Kirche Chor, sein Grabmal sieht man nicht.

„Aber wenn der Flühlust über die Berge weht, der Styggrad den schwarzen Streifen zeigt, heiße Dünste wettern wollen in den Bergen, so regt es sich und stöhnt in des Ritters Grabe. Er muß auf, muß die schwere Streitart fassen mit knöcherner Hand, muß in eisernem Gewande die Emme auf und ab, die rothen Augenbraunen flatternd im Nachtwinde. Wo er lockere Pfähle in den Schwellen sieht, da muß er sie festschlagen mit seiner Streitart, muß neue einschlagen, wo es Noth thut und der Mensch es nicht gewahrt; muß durch sein Klopfen und Schlagen, das in dunkler Nacht so schauerlich von Felsen zu Felsen hallt, die Anwohner warnen, zu wehren und zu wahren zu rechter Zeit der Emme Schwellen und ihr Eigenthum; und muß dann stehen, da wo er den Müller erschlagen, bis er wittert Morgenlust, bis seine Augenbraunen flattern im Morgenwinde, bis von der Mühle herauf der Hahn kräht, dann darf er wieder in seines Grabes Roder. Dieser Bann drückte gewaltig die stolze Familie. Um schwer Geld sollte ein kundig Mönchlein ihn lösen; denn der Glaube, daß Geld und Gewalt Alles möglich sei, hatte sie so trotzig gemacht. Das Mönchlein aber sprach nach langem Forschen: Diesen Bann kann ich nicht lösen, der Fluch wird den Ritter wecken im Grabe, rufen an der Emme Schwellen und Wehren, bis die Emme zahm wird, bis sie keine

Schwellen mehr braucht, bis kein Herr mehr einen Müller drückt, bis kein Freiherr mehr den Dank vergißt.

„Da erschraf die Familie, es kam ihr vor, als werde dieser Fluch sie überleben; sie verkaufte Haus und Hof. Sie wollte den grauenvollen Ahnherrn nicht schwellen und hämmern hören von hohem Schlosse in dunkler Nacht, an den Schwellen und Wehren der Leibeigenen. Der alte aber mußte bleiben, wohin ihn der Fluch gebannt; er konnte nicht mit seiner Familie ziehen in die Bündnerlande, wohin sie sich wandte; da wird er noch fürder bleiben; denn wann wird der Fluch sich lösen, wann die Emme zahm werden, kein Freiherr mehr den Dank vergessen?“

So sprach das Mönchchen, aber viel weitläufiger als es hier zu lesen ist.

Seinen Zuhörern war manch kalter Schauer über die Haut gelaufen; aber gar wohligh war es ihnen ums Herz geworden, und die Schoppen, die sie bezahlten, zählten sie nicht. Sie hätten die ganze Nacht durch Schoppen gezahlt ungezählt, wenn das Mönchchen nur die ganze Nacht durch erzählt hätte.

Aber er endigte, und wie er endigte, ging die Thüre auf, und ein Ruck gabs durch Alle, und manch Glas fiel zur Erde und manch anderes ward verschüttet; unter der Thüre sahen sie den alten Ritter, die rothen Augenbraunen, flatternd im Nachtwinde.

Als sie wieder kaltblütiger wurden, sahen sie keinen Ritter mehr, aber den Postillion der zurückgebliebenen Post, welcher von seinen Pferden her in die Stube kam im Stiefeltritt, mit rothe Augenbraunen flatternd im Gesicht.

Aber Manchem fröstelte es den Rücken auf, bis er daheim war, den Kopf auf dem Hauptkissen hatte. Keinem fehlte der Schlaf, aber dem Einen begann sein Bett zu schwimmen in der Emme, und Trämel um Trämel fuhr auf ihn ein; ein Anderer sah die Bäuerin daher fahren auf ihrem Wägelein und mit dem rothen Schnupstuch die Augen wischen; ein Dritter reckte die Hand nach dem Kirschentratten, der über die Brücke herein gereicht ward, reckte und reckte, und konnte ihn doch nicht erlangen; ein Vierter war auf der Bärenjagd; ein Fünfter meinte er sei der Müller und fühlte des Ritters Streitart an seinem Schädel. Aber alle schliefen in weichen Betten, keine Schutzstatt war ihr Lager, keinem war ein theuer Haupt verloren gegangen, und wem kein Engel an der Haupteten wachte, dessen selbsteigene Schuld war es. Rechten Bericht, was in den Bergen vorgegangen, vernahm man erst am folgenden Tag.

Da hörte man, daß die ganze Dunst- und Nebelmasse, welche 8 Tage lang im Lande herum gewettert, am Samstag den Zug über die Berge umsonst versucht, sich gesammelt hatte in den obersten Thälern des Emmenthals, dießseits der Berge, welche das Emmenthal scheiden vom Oberland. Als ob allen Nebelschaaren, allen Wolkenheeren entboten worden wäre, sich loszureißen aus allen Thälern, von allen Höhen, sei es gewesen. Auf Windesflügeln, in Windesausen, sei Heer um Heer gekommen, hätte an der Hohnegg sich gelagert, um über dieselbe, in grauenvoller Masse gehalten, durchzubrechen ins Thunerthal, um von diesem listernen Städtchen weg sich den Weg zu bahnen aus dem frömmern Lande ins sinnlichere Land. Von Minute zu Minute sei dichter geworden und grauenvoller der

ungeheure dunkle Wolfenmäuel, der an die Wände der Hohnegg sich gelegt, und deren Gipfel zu beugen gesucht, zu leichterm Durchgange für die so schwer beladene Wolfenmasse. Aber der alte Bernerberg hätte nicht gewankt, wie ungeheuer der Andrang auch gewesen, wie klug ein kleines Beugen geschienen. Als die Wolfenheere mit tausend Stimmen heulend, tausendmal fürchterlicher als tausend Sonnenheere, herangestürzt, sei schweigend in trotziger Majestät der Berg da gelegen und hätte kühn den Weg gesperrt nach alter Schweizerweise, die den Feind hineinließ ins Land aber nicht wieder hinaus.

Da hätte höher und höher der Knäuel sich gehoben, aber eigene Schwere ihn immer niedergedrückt; so sei er ergrimmt zu fürchterlicher Wuth, hätte aus feurigem Schooße Blitz um Blitz geschleudert auf des Berges Gipfel, und in Stürmen und Donner zu erschüttern versucht des Berges Grund und Seiten.

Aber umtoset von den grimmigsten Wettern hätte der alte Bernerberg nicht gewankt, sein Haupt nicht gebeugt vor den zornerglühten Blitzesstrahlen. Wie ein schwarzes Leichentuch, durchwirkt mit feurigen Blitzen, hätte das Wolfenheer sich immer tiefer gesenket auf die ergraueude Erde; da sei plötzlich der ungeheure Wolfenschooß zerrissen; entbunden seien die Wassermassen geworden in ihren lustigen Kammern; Wassermeere seien niedergefluthet über Berge und Thäler; Wasserströme seien gestürzt vom Himmel, Wasserströme die Seiten der Berge nieder; zum ungeheuren Strome sei der kleine Röthenbach geworden, der ganze Thalgrund das Bett seiner Fluth; auf dem Rücken seiner Wellen seien in wildem Tanze Wälder und Häuser daher gefahren. Der Donner sei nie verhallt, die Blitze

hätten nie verleuchtet; es sei gewesen als ob Himmel und Berge und Erde vom Wasser satt daher kämen, das Thal hinunter, und von einem Wirbel alles ergriffen, alles verschlungen, zum alten Chaos werden sollte. Da hätten die Menschen erkannt vor Gottes Gewalt und ihrer Sündenschuld; der jüngste Tag sei angebrochen, hätten sie gemeint, und um nichts anders gebeten, als um Gottes Gnade und ihrer Schuld Vergebung. Aber noch sei es nicht an der Zeit gewesen; des Schreckens Posaunen seien verstummt, und den Menschen seien die Augen wieder aufgegangen für das Zeitliche. Da hätten sie ein weites Grab gesehen vergangener Herrlichkeit, und stundenlang sei dieses Grab, grau und grau, und um dasselbe stünden weinende Menschen, und jammerten um die untergegangene Herrlichkeit, die nie wiederkehren werde; und so war es auch. Aber die Herrlichkeit ist wiedergekehrt und die verheerten Thäler blühen herrlicher als früher; ein Zeichen Gottes, daß alles Irdische vorübergeht, nicht die Freude nur und die Herrlichkeit, sondern auch das Leid, sondern auch der Graus.

Das gelbe Böggelein

und

das arme Margrithli.

In einem kleinen Stübchen begann es zu dunkeln. Am Fenster saß ein altes Mütterchen; an seiner Schürze hingen ihm zwei muntere Enkel. Draußen hingen die Bäume voll Schnee; heißig war die Kälte und an den kleinen Scheiben begann sie Blumen zu bilden. Gar gewaltig plagten die Kleinen das Großmütterli, daß es ihnen noch etwas erzählen möchte, und das Großmütterli klagte, es wisse bald nicht mehr was. Von den Erdmännchen hätte es ihnen erzählt, wie sie ganz kleine kleine Leutchen seien und den lieben Kindern allerlei schönes Gfätterzeug brächten; auch von der schönen Fierfrau, die im Walde sei und verirrte Kinder heimbrächte; auch vom Mäuschen und seinem Großmütti, und jetzt wisse es nichts mehr. Aber die Kinder ließen nicht nach und baten fort und fort: Großmütti, ume no eis G'schichtli. Da rief plötzlich eins der Kinder: „Luegit, luegit doch das schön gäl Bögeli, das da am Fenster steit mit dene Spaze u so gwungerig is Stübli luegt. Großmütti!-lueg doch, wie schön und wie gwungerig es isch, börse mer ne Brodbrösmeli gäh us dr Tischdrufe?“ Die Großmutter konnte natürlich, wie die meisten Großmütter, den Kleinen nichts abschlagen, und das Fensterchen ward geöffnet und die Brösmeli auf den Einzel gestreut.

Die Bögeli flogen beim Öffnen des Fensters auf die nächsten Bäume, und wie es wieder zu ging,

flatterten sie eifrig herbei, vergaßen ihre kalten Füßchen, die sie vorhin durch herabhängendes Gefieder zu erwärmen gesucht hatten. Die Kinder freuten sich gar sehr, daß auch das gelbe Vögelein (ein Silberich, Goldammer) wieder kommen werde, damit sie es recht beschauen könnten. Aber das kam nicht und immer nicht; die Kinder weinten fast vor Betrübniß. Sie wollten absolut von dem Großmütti wissen, warum gerade dieses Vögelchen nicht wiederkomme, ob es nicht auch hungrig gewesen, und wo es wohl möge hingeflogen sein? Das Großmütti, lange gedrängt von diesen Fragen, sagte endlich, es wolle ihnen erzählen, wer das Vögelchen eigentlich gewesen sei, warum es gekommen und wohin es geflogen, aber sie müßten hübsch stille sein und aufmerksam. Als die Kinder das mit großer Freude versprachen, nahm die Großmutter noch eine Prise, fuhr mit verkehrter Hand unter der Nase durch und begann folgende Geschichte.

„Der liebe Gott hat gar viele tausend Engeln; und alle braucht er zu Lieb und Nuß der Menschen. Dieser Engeln hat er gar vieler Gattig, und manchmal sieht so ein Engeln aus wie ein Mensch und manchmal wie ein Vögelein. So sind diese gelben Vögelein auch Engeln Gottes, und die sendet er im Winter her zu Lieb und Nuß den armen Leuten. Und da war einmal ein Mann, der hatte Frau und Kinder; es waren gar arme Leute, sie hatten nichts, als was sie verdienten, und gar manchmal hatten sie nichts zu verdienen. Wenn es recht kalt war oder stark regnete, so schickte der Bauer, bei dem der Vater taunete, ihn nach Hause, dann machte er keinen Lohn und mußte dahlein essen. Und der arme Vater mußte so viel anschaffen, Kleider für die Kinder, Essen für alle, den

Hauszins bezahlen und im Winter sollte er noch Holz kaufen. Sein Bauer gab ihm keinen Spreiß zu Behausung, aber er bot ihm manchmal an, wenn er in fremdem Holz stehlen wolle, so wolle er es ihm mit seinen Koffen heimführen. Sie hatten eine magere Geiß, von der nahmen sie die Milch, und die Mutter machte noch manchmal Anken von dieser Milch in einer Flasche, um doch zuweilen etwas Schmutziges zu haben, um eine rechte Suppe zu machen, was sie oft lange, lange nicht vermochte. Ja, Kinder, das sind sehr arme Leute gewesen, und die Kinder so mager und bleich, ich kann euch nicht sagen wie.

„Und doch waren es gar brave Leute und blieben brave Leute. Der Vater nahm auch kein Scheit fremdes Holz; von dem Flachß, den die Mutter zu spinnen bekam, nahm sie nie auch nur für einen einzigen Rätblig. Auch den Kindern schärften sie früh ein, wie der liebe Gott im Himmel es nicht wolle, daß man auch nur das Geringste nehme, was andern Leuten sei, und wie es ihm ein Herzenleid sei, wenn er Kinder sich versündigen sehe an fremder Sache. O wie glustig sahen manchmal die armen Kinder schöne Äpfel und Birnen am oder im Wege am Boden liegen; aber sie nahmen nichts für sich, freundlich sahen sie die schönen rothen Backen an und gingen dann weiter und dachten: der liebe Gott werde ihnen sicher auch einen schönen rothen Apfel oder eine saftige Birne zukommen lassen, wenn sie seine getreuen lieben Kinder blieben. Und allerdings, wenn ein Bauer oder eine Bäuerin sah, wie die armen Kinder neben den schönsten Äpfeln vorbeigingen oder sie aufhoben und in die Hofstatt warfen, damit sie im Wege nicht vertrappet würden, so erhielten sie manchmal ganze Scheuben

voll Äpfel und Birnen von den schönsten und nicht bloß halbfauls Auffsobst. Und sie erhielten es ungebettelt, denn betteln wollten sie nicht und die Eltern hießen sie nicht. Aber wenn etwas zu verdienen war, Küßlikraut zusammenzulesen oder Rabünzli, Erdbeeren oder Brombeeren, so waren sie auf den Beinen früh und spät und freuten sich so kindlich und herzlich, wenn sie dem armen Muetli einen Kreuzer Geld heimbringen konnten, daß es konnte ein Stückli Brod kaufen oder ein Schlückli Milch. Das älteste Kind hieß Margrithli und war ein gar kluges und (anschlägiges) disiges Mädchen. Es machte schon fast die ganze Haushaltung, damit die Mutter ungestört am Spinnrad sitzen konnte; und dem kleinsten Kind war es wie ein kleines Muetli, so lieblich und gedultig ging es mit ihm um.

„Da gab es einmal einen gar grausam kalten Winter, wo Stein und Bein Monate lang gefroren waren und die Kälte in alle Häuser drang; ach, und in das Stübchen der Armen drang sie gar grausam. Der Vater hatte mit Niesch (Noos) die Wände vermaacht, so gut er konnte, aber das half nichts. Die Fenster waren schlecht und fielen fast aus den faulen Singeln heraus, die Thüre schloß nicht und von allen Seiten war das Häuschen dem Byßluft zweg. Auch das tüchtigste Heizen hätte nicht lange gefruchtet; aber wie sollten sie tüchtig heizen in den grundslechten Ofen, den neu zu bauen schon des Bauern Vater Steine geführt hatte, die dann aber der Sohn für etwas anderes brauchte? Wie sollten sie tüchtig heizen, die armen Leute — das Holz war so theuer geworden, daß der Vater fast einen Taglohn gebraucht hätte, um die Stube recht warm zu machen, und dazu hatte er eben wegen der Kälte wenig zu verdienen. Und eben weil das Holz

so viel Geld galt, so verkauften es die Leute lieber als daß sie es verschenkten. Sonst hatten gute Leute dem Vater immer ein dürres Tannli gegeben oder erlaubt, einige Bäume aufzuschneiden, jetzt aber wollte ihm Niemand etwas erlauben, alle Leute hatten alles selber zu brauchen, wie sie sagten. Aber was sollen die armen Leute anfangen, wenn man ihnen, je theurer das Holz wird, desto weniger schenkt, wenn kein Verdienst mehr beim Spinnen ist, und die alten Dfen in den kleinen Häuschen immer schlechter werden, sagte die Großmutter. Was die armen Leute im schlechten Häuschen anfangen wollten, wußten sie selbst nicht. Es war so kalt bei ihnen, Biecht an allen Wänden, und wenn sie heizten, so ward es so feucht und naß und bald wieder um so kälter, und ihre Betten waren so schlecht und dünn, daß sie fast Tag und Nacht schlorterten, die armen Leute.

„Wenn der Vater den ganzen Tag in der Kälte gearbeitet hatte in seinen dünnen Kleidern, so fand er daheim keinen warmen Dfen, kein gutes Bett, wo er recht erwärmen konnte; kalt mußte er am Morgen wieder in die Kälte hinaus. Aber eines Morgens konnte der Vater nicht mehr fort, ein schreckliches Fieber kam ihn an, bald war ihm, als ob er im Feuer läge, bald als ob er zu einem Eiszapfen werden sollte, und als ob man ihn mit Spießen guste; bald schüttelte es ihn, daß fast das Häuschen zitterte, bald kam er in Angst, daß es ihm zu eng ward im Häuschen. Da ward es seiner Frau und den Kindern gar Angst um den Aetti, sie stunden um das Bett herum und fragten alle Augenblick: o Aetti, Aetti befferts no nüt? Die Mutter hatte in einem Säckli noch ein Hämpfeli Bocksbart, und von dem machte sie geschwind Thee und gab ihm ein davon;

aber das Fieber wollte nicht abnehmen. Da jammerte sie, wenn sie doch nur dürre Kirschchen hätte, fürs Fieber sei nichts Besseres als ab denselben zu trinken, es sagten es alle Leute; aber arme Hüng, wie sie, hätten keine dürre Kirschchen. Das ging dem Margrithli wie ein Stich durchs Herz, daß dem Vater es bessern würde, wenn er ab Kirschchen trinken könnte, und daß sie keine hätten, und der gute Vater stöhnte so jämmerlich! Da ging Margrithli leise zur Thüre hinaus, der arme Vater sollte Kirschchen haben; es wollte zum ersten Male Betteln gehen. Es wußte eine Frau, die hatte ihm schon manches gute Wort gegeben, die werde ihm wohl auch Kirschchen geben, dachte es. Und es irrte sich nicht, sie gab ihm ein ganzes Kacheli voll, als es halb weinend bat und versprach, es wolle ihr dann im Sommer Kamille dafür z'säme lese, oder was sie sonst wolle; aber Geld hätte sie keins, sie seien gar grausam arm und wüßten nicht, wann der Aetti wieder etwas verdienen könne.

„Der Aetti konnte nichts mehr verdienen, und so wurden sie noch alle Tage ärmer, und kälter ward es alle Tage in ihrem Stübchen. Die Kinder gingen zwar alle Tage in den Wald, dürre Aeste zusammenzulesen, aber der Wald war schon so erlosen, daß sie wenig fanden, bloß ein kleines Hämpfeli, kaum genug, des Tags einmal etwas Warmes zu machen, und dazu war es so grausam kalt, daß sie es kaum erleiden mochten. Da fiel auf einmal ein tiefer Schnee und die armen Kinder konnten nicht mehr in den Wald, sie hatten kein Holz mehr, konnten nichts Warmes mehr machen. Sie entlehnten hier ein paar Scheiter, dort ein paar; aber sie durften nur einmal an einem Ort entlehnen; sie waren nicht unverschämt, wie Viele sind. Sie wuß-

ten nicht mehr zu entlehnen, und immer elender ward der Vater, und immer kälter wurden seine Bänne und seine Backen, wenn sie auch Alles auf ihn deckten, was sie vermochten. Da hielt es Margrithli nicht mehr aus in diesem Jammer. Es dachte, der liebe Gott werde sicher nicht zürnen, wenn es Betteln gehe in dieser Noth; er habe ja so vielen Leuten gute Herzen gegeben und Reichthum, damit sie armen Kindern hülfsen, wenn der Metti oder das Muetli krank seien. Es schlich sich leise wieder zur Thüre hinaus in die strenge Kälte, und doch wollte es nicht in der Nähe Betteln, nicht einmal bei der guten Frau, die ihm Kirschchen gegeben hatte. Ins nächste Dorf wollte es gehen, da werden doch auch gute Leute wohnen, die ihm Holz gäben oder einen Kreuzer Geld, um solches zu kaufen. Ach es fror es ganz grausam, das arme Weittel, als es recht an den Bysluft kam. Es hatte nichts an als ein durchsichtiges Hemmeli, ein dünnes indienniges Tschöpell, ein böses kurzes Kitteli, abgeschabte Strümpfchen und ausgetrapete Schuhe, wo bei jedem Tritt die blutti Fersere an die Kälte kam, kein Gloschl, kein Pfäffli, keine Händschli, die kalten Hände hatte es unter seinem baueligen Schäubeli, aber wärmen konnte es sie da nicht. So lief es dem nächsten Dorfe zu, und je näher es ihm kam, desto ängster wurde ihm; es hatte noch nie gebettelt bei fremden Leuten. Und als es zum ersten Hause kam, da durfte es fast nicht döppeln und döppelte so leise, daß man es lange nicht hörte, und als man endlich kam, da redete es so leise, daß die Frau es lange nicht verstund, am kalten Bysluft ungeduldig wurde, es anschauzte, wenn es ihr das Maul nicht gönnen möge, so soll es sie wyter gheie, und die Küchenthür wieder zuschlug. Es durfte nun fast gar nicht zum nächsten

Hause und stund lange dort, ehe es sich zu künden wagte, und fühlte vor Angst die Kälte nicht. Endlich that es es doch; da streckte man ihm aus dem Fensterläusterli ein Stückli Brod dar, und ehe es sein Anliegen darthun konnte, hatte man das Läuferli wieder zugeschoben. Es mußte wieder fort, mußte von einem Hause zum andern, und allenthalben ging es ihm ähnlich.

„Ach, es konnte nicht reden, nicht jammern und Hände verwerfen, auf welche Weise die eingeübten Bettelkinder den dicken Bäuerinnen ihre weichen Herzen öffnen, und Niemand nahm sich Zeit abzuwarten, bis sein schüchtern Stimmlein Worte gefunden von der Noth des Vaters und ihrem Jammer. Und wie es weinte das arme Kind, sah auch Niemand, denn die Thränen gefroren ihm ja in seinen Augen. Es wurde nach und nach ganz gestabelig und doch durfte es sich nicht das Herz nehmen, irgendwo zu fragen: ob es nicht hineinkommen und auf dem Ofen sich wärmen dürfte. Es wäre ihm sicher erlaubt worden und dann wahrscheinlich auch geholfen; die Spinnerinnen sind immer gwunderig, und wenn ein Bettelkind auf einem Ofen sich wärmt, so muß es Bescheid und Antwort geben, schier mehr als es weiß.

„Da hätte man es auch gefragt und es hätte sein Herz leeren und das rechte Mitleid erwecken können; aber so gut ward es ihm nicht; ein schüchtern Bettelkind ist im kalten Winter, wo Niemand gerne lange draußen auf Bescheid wartet, übel an. Endlich traf es einen vor seinem Hause Holz abladenden Bauer und konnte den nun um welches bitten, und da der Bauer nicht pressirte mit der Antwort, hinzusetzen, wie kalt sie hätten und wie krank der Vater sei. Da sagte der Bauer: er führe nicht das Holz zum Hause, um

es dann wieder vom Hause wegzuschleifen; aber dort, und mit dem Finger zeigte er nach einer Waldecke hin, seien noch Respen, da könne es seinetwegen ein Bündel nehmen. Da goß die Freude dem armen Margrithli wieder etwas Wärme in seine kalten Beinchen im dünnen Kitteli, und so schnell es ihm seine bösen Schuhe erlaubten, eilte es dem Walde zu. Dort fand es einen ganzen Haufen buchtige Respen und das Herz im Leibe lachte ihm; es ward aber bald wieder traurig, als es sah, wie wenig es davon wegzuschleifen vermochte. Es nahm fast über seine Kräfte, es hoffte, einmal auf dem Wege, wohl damit fortzukommen. Aber auch da wollte es nicht rücken; es dünkte ihn, es möge je länger, je weniger. Die Kälte schien ihm immer tiefer in sein Leibchen zu dringen. Die Glieder wurden ihm so schwer, der ganze Leib so matt und über die Augen legte sich ein immer gewaltigeres Gewicht, das sie zudrücken wollte, und immer mehr wuchs die Lust, ein Stücklein zu schlafen. Aber dann sah es den kalten Vater daheim, fühlte das kalte Stübchen; dann wurden ihm die Augen etwas leichter und einen neuen Ruck that es an seinen Respen.

„Und vor ihm her auf dem Wege hüpfen und flatterten zwei gelbe Vögelein; sie warteten fast bis es, an ihnen an war, dann flogen sie nur einige Schritte weiter und sahen ihn so freundlich an, als ob sie sagen wollten: Komm nur, komm, wir kommen immer näher deinem armen Vater. Ach, dachte das arme Kind, wenn ich doch nur Federn hätte wie sie, daß ich heim fliegen könnte, oder daß die Vögelein mich verstehen würden, dann wollte ich eines heimfenden, der Mutter zu sagen, wo ihr Margrithli sei, und wie kalt ihm sei und wie schwer die Augen.

„Und immer dunkler ward ihm vor den Augen, und immer dunkler sah es die gelben Bögeln, obgleich sie immer näher blieben. Es fühlte, daß es nicht weiter könne, daß es schlafen müsse; aber ehe es auf seinen Nespennieder sank, bat es Gott, daß er doch seinen Bögeln befehlen möchte, daß sie heimflögen und seiner Mutter sagen möchten, daß Margrithli schlafe hier im Walde und habe Holz für den armen Vater, sie solle doch geschwind kommen, und ihn wieder wecken und das Holz holen. Die Bögeln wollten es nicht schlafen lassen; sie flogen ihm aufs Gesichtchen, sie pickten ihm sanft auf Backen und Lippen, aber der Schlaf lag gar zu bleiern auf ihm; sie konnten es nicht wecken. Da flogen sie schnell an das trübe Fenster des schlechten Häuschens und pickten so stark sie konnten an die lockern Scheiben.

„Aber die Mutter sah die gelben Bögeln nicht am Fenster picken. Gerade als Margrithli zum Schlafen sich niederlegte draußen im Walde auf seinen Nespennieder, hatte auch der Vater sich gelegt zum tiefen letzten Schlaf, seine Augen geschlossen und die letzten Athemzüge gethan. Und die Mutter hatte ihren Kopf zu dem seinen gelegt in Jammer und sah und hörte nichts vor Elend, nichts von den Bögeln und ihrem Margrithli. Das erwachte auch nicht mehr aus seinem Schlafe hier auf Erden; aber am folgenden Morgen fand man sein starr Leiblein im kalten Walde auf seinen Nespennieder und legte es neben des Vaters Leiche aufs Bett, und drei Tage später legte man sie zusammen ins dunkle Grab, wo es wärmer war, als in ihrem kalten Stübchen.

„Da aber wurden die gelben Bögeln gar traurig, daß sie das arme Margrithli nicht vom Tode retten konnten, und sie baten den lieben Gott, daß er sie doch

alle Winter ausfenden möchte, armen guten Kindern das Betteln zu ersparen, arme Leute vor so tiefem Elend zu bewahren, daß kein armes Margrithli mehr sterben müßte in dunklem Walde. Und der liebe Gott freute sich gar sehr über ihre Bitte und schickt sie alle Winter aus. Und nun wenn es Winter wird und kalt und der Schnee girret und glitzert, so lassen sich diese gelben Vögelein zu den Häusern; und wo sie ein klein arm Hüttlein sehen, da fliegen sie auf den Einzel und lugen scharf ins Stübchen, ob da Noth und Elend sei, und stecken ihr Schnäbelchen an die Fugen der Fenster, um zu merken, ob es kalt oder warm drinnen sei. Und wo sie Elend merken und Noth und kalte Stübchen, da fliegen sie vor reiche Häuser und thun nöthlich vor den Fenstern und auf der Bsezi, und flattern auf den Bäumen herum, damit die Bäuerin merke, es friere eine arme Familie in der Nähe und leide Noth; da fliegen sie ängstlich vor den Bauern herum auf dem Wege, wenn sie ins Holz fahren oder Holz um schwer Geld fortführen, und mahnen sie, es sei ein arm Margrithli auf dem Wege und werde im Walde erfrieren, weil man nur das Holz verkaufen und keines mehr verschenken wolle; da flattern sie den Förstern, die auf Holzsteigerungen reiten oder fahren, gar ängstlich um die Beine, diese schönen gelben Vögelein, und möchten ihnen ins Herz schreien, wie manch arm Margrithli frieren müsse, Betteln müsse und umsonst; wie manche Haushaltung fast erfrieren müsse, während sie viel Geld lösen für die Staatskasse, die kein Herz hat für arme Margrithli. Aber am meisten sieht man solche gelbe Vögelein in Städten, in Bern namentlich; da flattern sie nicht nur denen, die am meisten zu befehlen haben, vor den Füßen herum, so oft sie über die Gasse gehen, sie.

setzen sich auch auf die Fensterbank und sehen kläglich und wehmüthig in die Stube hinein, wo die Herren sich berathen über des Landes Wohl, und möchten ihnen reden von armen Margrithlene, kalten Stübchen, kranken Vätern, trostlosen Müttern.

„So kommen die guten Vögelein alle Winter und thun treulich ihr Tagwerk, und der liebe Vater im Himmel sieht dann auf die Herzen und achtet, welche Reiche und Bornehme auf diese Vögelein achten, der Noth der Armen sich erbarmen und Vorsorge treffen, daß Fleißige nicht betteln müssen in der Noth und kein Margrithli erfriere; diese Herzen schreibt er sich auf, denen gibt er seinen Segen, und wenn sie sterben, so nimmt er sie zu sich in seinen schönen Himmel.“

So erzählte die Großmutter, und andächtig hatten die Kinder zugehört und hatten geweint über das arme Margrithli und seine Noth. Als die Großmutter fertig war, da sahen sie ihr lange ins Gesicht und sagten endlich: „Ach, Großmüetti, mir sy wüesti Ching, z'Basel-Heiris sy krank u hei nüt, u mir hei daheim nüt gseit u hei's wohl gewüßt, u jeh sy nis d'Vögeli cho mahne. O Großmüetti, gib is gschwing Brod und Milch, mir weines ga bringe.“ „Nei Ching, sagte die Großmutter, dir müeset jeh is Bett, aber wenn ihr selligs nimmer weit vergeffe, so will ich selbst noch gehen und luege, was sie nöthig haben.“ Die Kinder versprachen es und hielten es; sie vergaßen nie mehr, wenn Jemand in der Noth war, und kein gelbes Vögelein mahnte sie je umsonst.

